



Berlin, den 25. Juli 1907.

Krieg und Friede.

Wassilij Michailowitsch Golownin, der unter Nelson als Freiwilliger in der britischen Flotte gedient hatte und später, als Kapitän eines russischen Schiffes, drei Jahre lang in Japan gefangen war, hat seine Weltreise und die Erlebnisse der Gefangenschaft in einem Buch beschrieben, das jetzt wieder lesenswerth ist. Der anglisirte Slave hatte von den Japanern natürlich keine allzu hohe Meinung. Tückisches Gesindel, sagt er, das man mit äußerster Vorsicht behandeln muß; diesen Kerlen gilt Verfidie als unentbehrlichste Kriegskunst und kein anderes Volk erreicht ihre Leistung in solcher Strategie. Trotzdem sie sich feierlich verpflichtet haben, uns einen Theil des Küstenhandels zu überlassen, sperren sie ihre Häfen, die sie den Holländern öffnen, unseren Schiffen und schlagen im Verkehr mit Rußlands Gesandten einen unverschämten Ton an. Das eigensinnige Volk, das die Stimme der Wahrheit und der Vernunft nicht hören will, muß mit Gewalt zum Abschluß eines uns vortheilhaften Handelsvertrages gezwungen werden. Wir können in solchem Krieg nur gewinnen. Jeddoo ist leicht erobert. Wenn wir dann die Theilfürsten gegen den Mikado hegen und den Kaiser von Korea zur Empörung drängen, wird der Ruf unserer Macht die Japaner schrecken; ein paar Erfolge: und sie bieten uns selbst wahrscheinlich ein Bündniß an . . . Das wurde vor neunzig Jahren geschrieben. Ungefähr so hatten aber die meisten Russen sich auch jetzt noch die Entwicklung der Dinge vorgestellt. Was Japan forderte, konnte selbst der sanfte Mikä nicht gewähren. Er wollte in einer Cirkularnote den Großmächten versprechen, Chinas Hoheitsrechte zu achten; doch in einem mit dem

Mikado zu schließenden Vertrag die Unverrückbarkeit der chinesischen Reichsgrenzen anerkennen: unmöglich. Ein Zar, der solche Demüthigung hinnähme, der sich von Japan als dem legitimen Vormund Chinas Bedingungen vorschreiben ließe, brächte Rußland in Ostasien um die Frucht langer Arbeit und müßte für Krone und Leben zittern. Größenwahn, spottete der petersburger Tshin; der billige Vorber aus dem Chinesenkrieg hat den Makafen das Hirn versengt; die kalte Toge des Eisbären wird die Heerde der Schmalnasenaffen rasch zur Vernunft bringen. Eine gute Gelegenheit, die transsibirische Bahn zu erproben und Korea zu annektiren. Spazirgang nach Tokio; nur dort unterzeichnen wir den Friedensvertrag, der uns Ruhe schaffen soll. Die erwünschteste Abwechslung für unser tapferes Heer, unsere unbefiegbare Flotte... Sechs Monate ist's her, seit so geprahlt ward. Nicht der winzigste Erfolg russischer Waffen war zu verzeichnen. Korea gehört einstweilen den Japanern, eng und enger schließt sich um Port Arthur der eiserne Keil, das Heer des Zaren muß vor der Uebermacht des Feindes weichen, der Rest der russischen Flotte sich mit kleinen Kaperstreichen begnügen. Schon wird zwischen Tokio und Peking über die Zukunft der Mandchurei verhandelt, als sei Rußland von den gelben Männchen bereits nach Sibirien zurückgedrängt. Schon sieht Europa jauchzend seinen Feind verbluten und der Deutsche Stammtischler hält jede Wette auf Yamagata und Kuroki. Nicht ein einziges Mal, paßt auf, werden die Russen siegen; können froh sein, wenn sie hinter Rücken von der ersten Tracht Prügel verschmausen dürfen. Heil Japan! Das zeigt den Talglichtfressern endlich, was eine Harke ist. Väterchen wird bald wohl um Frieden betteln. Dann sollen alle Fahnen aufs Dach und zwölf Stearinkerzen in jedes Fenster.



Nikolai Alexandrowitsch ist kein Faktor, mit dem der Politiker rechnen kann. Der cerebrasthenische Gossudar hat verschuldet, er ganz allein, daß Rußland so völlig ungerüstet in den Krieg zog. Der Hort des Friedens wollte er sein, mit dem Nelzweig die Mäue des Monomachos kränzen. Wunder schön. Nur thut's die Post allein nicht; auf die Reichspolitik kommt es an. Und Nikolaus wollte zwar als Mann sanftmüthiger Gerechtigkeit verherrlicht werden, als Monarch und Großkapitalist aber im Osten Profite einfädeln. Er hinderte jede ernstliche Vorbereitung des Krieges. Er ließ seinen Günstling Alexejew in Port Arthur schalten, läßt ihn, trotzdem die Unfähigkeit des gewissenlosen Abenteurers längst erwiesen ist, noch heute ins Kommando psuschen. Das Monarchentalent scheint mählich auszusterben. Ein Mann, der nicht die Kraft zu dem Entschluß hat, die Alexejew und Besobrazow weg-

zu jagen, der, während Abertausende seiner Volksgenossen mit ihrem Blut den mandschurischen Boden düngen, im Schloßpark sitzt und beim Spiritistentrug des Gauflers Philipp Trost findet, — ein solcher Mann mag reinen Herzens das Beste wollen: zum Zaren ward er nicht geboren. Was er morgen thun wird, ist ungewiß. Möglich, daß ihm die Nerven erlahmen und er durch hastigen Friedensschluß den Heilandsruf zu retten versucht. Sonst aber sollten unsere Kneipenjapaner noch nicht Viktoria schießen. Die Leistung des petersburger Generalstabes ist für Heer und Flotte ja jämmerlich. Schon der Gedanke, den Riesenstrang der Eisenbahn in der Mandchurei ohne eine starke Armee halten zu können, dünkt uns einem Oblomowhirn entsprungen. Das Erjaggeschwader, dessen Erscheinen mit einem Schlag die ganze Lage ändern würde, kann Monate lang nicht auslaufen, ist offenbar noch jetzt nicht reisefertig. In Wladimostok, wo Admiral Stryblow den Feind wenigstens ärgern, zu Unbedachtsamkeiten reizen möchte, fehlt es an Kohle. Auch dafür ist nicht gesorgt. Woher nehmen? Um zehn Kriegsschiffen den Eisenbauch mit schwarzem Futter zu füllen, braucht man zehntausend Tonnen Kohle. Siebenhundert Wagons: Das kann die mit Truppen- und Traintransporten überlastete eingleisige Bahn nicht leisten. Deshalb wird überall in Europa nach Schmugglerwaare herumgebircht. Auch in Deutschland sind Unternehmern, die eine Landung riskiren würden, Fabelpreise geboten worden; Preise, die noch gut blieben, wenn der Versuch, Kohle an Land zu bringen, erst dem dritten Schiff gelänge. Als die Dresdener Bank heimlich Kohlenaktien aufzukaufen begann, witterten die Sommergäste der berliner Börse etwas geheimnißvoll Kriegerisches dahinter; sonst, dachten sie, hielte sich auch wohl die Presse nicht so merkwürdig still. Das war natürlich Unsinn. Selbst den hellsten Köpfen dämmert noch nicht, warum die Dresdener Bank plötzlich für dreißig, vierzig Millionen Hibernia und Gelsenkirchen eingekauft hat. Herr Gutmann hatte schon manchmal Momente, in denen ihm die Hemmungsvorgänge stockten; für die unsichere Hoffnung auf eine westfälische Mammutfusion ginge aber auch er wohl nicht so ins Zeug. Hat die Unruhe im Ruhrrevier vielleicht den Plan gereift, die Bergwerke zu verstaatlichen? Herr Arnhold, Friedländers Gegenkönig im Kohlenreich, ist der Intimus des Handelsministers Rödlcr und im Sanhedrin der Dresdener Bank ein gar mächtiger Mann. Wir müssen abwarten; bis zum jüngsten Tag kann die Börsenpresse das wichtigste Ereigniß dieser Wochen nicht tothschweigen. Mit dem Asiatenkrieg hat es ganz sicher nichts zu thun. Die Japaner haben so viel Kohle, wie sie brauchen; und der russischen Flotte wird nach und nach wahrscheinlich der Athem ausgehen. Aber die Entscheidung liegt ja nicht auf

dem Wasser; und dem Landheer bringt jeder Tag Verstärkung. Das franko-russische Bündniß verpflichtet den Zaren, eine bestimmte Truppenmacht in Europa zu halten. Ob man sich mit Herrn Delcassé verständigt oder einen anderen Ausweg gefunden hat: jedenfalls werden jetzt die zuverlässigsten Armee-corps nach Ostasien geschickt. Der Krieg sängt erst an. Daß den Japanern, die dicht an ihrer Basis fechten durften, während des Vorspieles das Glück lächeln würde, hatten alle Sachverständigen vorausgesehen.

*

General Kuropatkin ist nicht au coeur léger, wie ein Solownik der Infanterie, ins Feld gezogen. Er dämpfte die hitzige Hoffnung, die ihn auf Bahnhöfen umjubeln wollte, und sagte, vor dem August seien entscheidende Schlachten nicht zu erwarten. Wie es scheint, wird er Recht behalten; und hat bisher seine Sache so gut gemacht, wie die widrigen Umstände gestatteten. Für den einzigen groben Fehler russischer Landstrategie, der von Weitem sichtbar war, ist nicht er, sondern Saffulitsch verantwortlich: statt am Jalu die Japaner, nach der gewaltigen Anstrengung des Flußüberganges, wirkungslos in die Luft stoßen zu lassen, stellten sich die Russen unklug zum Kampf und erlitten die schmachlichste Niederlage. Der selbe Fehler, durch den Makarow die Flotte bis zur Ohnmacht schwächte, als er sich zwischen die Seeminen wagte. Solche Draufgänger giebt's überall. Auch wir hatten einen Steinmey. Und gerade nach ein paar Schlappen treibt der Ehrgeiz oder das Bedürfnis, den moralischen Muth, die Stimmung der Truppen zu heben, stets einen Hitzkopf ins Feuer. Kuropatkin ist still geblieben und hat den Schein mattherziger Schwäche nicht gescheut. Die ihn tadeln, verkennen seine Aufgabe. Wenn er behutjam zurückweicht und jede Entscheidung aufschiebt, bis ers an Zahl mit den japanischen Corps aufnehmen kann, hat er das Menschen Mögliche vollbracht. In den ersten fünf Monaten bot die russische Kriegführung dem von der Geschichte belehrten Blick keine Ueberraschung. So singen alle Moskowiterkriege an. Mobilmachung und organisatorische Arbeit über jede Vorstellung miserabel; überall fehlt's am Nöthigsten, ist unterschlagen und gestohlen worden. Der Oberst, der in Rußland der Ernährer und Manager seines Regimentes ist, widersteht schwer der Versuchung, an seinen Geldbeutel öfter als an die Monstur des gemeinen Mannes zu denken. Kalter Orient, liebe Leute; Keiner will da die Korruption, die so behagliche Fäulnißwärme verbreitet, unter den Staatseinrichtungen missen. Daß die Russen sich gut geschlagen haben, lehrt die Verlustliste und wird auch vom Feind nicht geleugnet. Aber die Offensive war, trotz Bender und Hadschibei, nie ihre Stärke. Die zeigt sich erst auf dem Rückzug.

Der Großruffe — Dostojewskij, Nekrassow, Tolstoi zeugen dafür — ist von Natur unfriegerisch; nur wo er für seinen Glauben steht, schlagen ihm Flammen ins Blut. Doch wie gefährlich der passive Widerstand dieses Heeres breitstirniger Gottesknechte werden kann, hat selbst Bonaparte erfahren. Wenn die Zeichen nicht trügen (und die geldgierige Kamarilla nicht wieder dreinredet), wird Kuropatkin handeln wie Kutusow einst an der Donau und bei Borodino. Nordentastik. Ganze Provinzen verwüstet, Millionenwerthe wie Makulatur verbrannt, dem nachdrängenden Feind jedes Quellspältchen verstopft; und dann erst, wenn er zwischen Feuersbrünsten ermattet, halb schon erstickt ist, mit gesammelten Haufen über ihn her. Nein: die Russen haben Menschen, Schiffe, Millionen verloren, aber ernstlich geschwächt sind sie noch nicht. Der Krieg beginnt erst Und die Japaner, die in fünf Monaten keine rechte Schlacht zu erzwingen vermochten, können in der Mandchurei das Schicksal des Korfen erleben.

*

Das wissen ihre klugen Führer; und lächeln darum wohl über den Europäerwahn, Nippon könne das Reich der Romanows in Scherben schlagen. Die kluge Voraussicht dieser gelben Männer ist die große Ueberraschung des Krieges. Alles ist aufs Härchen berechnet und kein Mädchen versagt in der Mordmaschine den Dienst. Während die Russen vor der modernen Technik so rathlos stehen wie ein täppischer Riese vor zerbrechlichen Eßdresvasen, wirthschaften die Japaner mit dem Allerneusten up to date wie mit Urväter Hausrath. Zu Land und zu Wasser führen sie den Krieg nach den feinsten wissenschaftlichen Methoden; man möchte glauben, daß ein genialer Mathematiker über ihren Generalstab herrscht. Sie kannten jede Schwäche des Feindes, jede Schwierigkeit des Geländes und hatten für Alles vorgeforgt. Die zuverlässigste Waffe, das beste Pulver, Kohle, Proviant: nichts fehlte; und Niemand hatte von solcher Rüstung Etwas geahnt. Sogelang ihnen zunächst, was Napoleon vor hundert Jahren vergebens plante — die Briefe, die er über sein Kriegsprojekt gegen England an Massena und andere Vertraute schrieb, sind eben veröffentlicht worden —: sie vermochten, zum ersten Mal in der Kriegsgeschichte, unter dem Schutze ihrer jungen Flotte ein ganzes Heer an der feindlichen Küste zu landen. Sie brachten das schwerste Feldgeschützkaliber über den Jalu, auf steile Pässe, bis nach Port Arthur. Dabei in Armee und Marine eine Tollkühnheit, Disziplin und Lebensverachtung, die laut gegen die oft wiederholte Behauptung Wilhelms des Zweiten spricht, nur ein guter Christ könne ein guter Soldat sein. Und das Wichtigste: nichts wurde ausgeschwaht, jeder Preßmarodeur beim Kragen genommen und das Behgechrei über den Mangel

an „Informationen“ keine Minute beachtet. (Auch bei uns geberden sich manche Schreiber, als würde der Krieg für die Zeitungen geführt und Kurofi müsse Entschuldigung erbitten, weil er, trotz den Excitorien der Presse, noch immer nicht ordentlich losschlägt.) Keine Nachricht; jede Operation wie ein Blitz, der aus dickem Nebel niederfährt; im tiefsten Dunkel sogar die Zahl der mobilen und noch verfügbaren Truppen. Manches Rassenvorurtheil wird zu revidiren sein . . . Die Anfangsarbeit war freilich nicht allzu schwer. Der Gegner stets in der Minderheit, Tausende von Meilen weit von seiner Basis, auf einen einzigen Schienenstrang angewiesen. Man braucht nur an die erste Zeit des Burenkrieges und an unser schlimmes Hereroleid zu denken, um den Werth des Vorteils zu ermessen, den schon die Umstände den Japanern gewährten. Diese Gunst des Schicksals konnte aber nicht dauern. Zwar wird fast täglich aus Tokio irgend ein siegreiches Scharmügel gemeldet. Doch der Unbefangene hat den Eindruck, daß den Führern der Selben in all dem Glanz bänglich zu werden beginnt. Die Russenflotte ist nicht völlig vernichtet, ist sogar unbequem, Port Arthur hält sich länger, als man erwartet hatte, — und wenn es capitulirt, ist auch noch nichts Entscheidendes erreicht. Den Bahnkörper an einem Centralpunkt zerstören oder dem müden Kuropatkin, bevor neue Massen eintreffen, ein Sedan bereiten: Das allein konnte einstweilen wenigstens den Sieg sichern. Jetzt sind zwei, drei Armeecorps in Rußland verfrachtet worden; frisches Kanonenfleisch für Ostasien. Nicht mehr zusammengewürfelte Lumpenausklopper. Jeder Vormarsch verlängert den Japanern die Verbindungslinie nach der Heimath und erschwert die Verpflegung der Truppen, die Ergänzung des Materials; und sie haben viel ärgere Verluste gehabt, als ihr Wille zu wohlthätiger Lüge je zugab. Hält sich Port Arthur, bis Kuropatkin dreihunderttausend Gewehre hat, dann geht Rippon die Sonne unter; und die Koreaner warten nur auf eine Gelegenheit, um offen für Rußland gegen den gelben Tyrannen zu meutern. Im günstigsten Fall müssen die Japaner sich in Eiautung festsetzen und sich gegen den Angriff der russischen Uebermacht verschanzen. Dann könnte — auch diese Möglichkeit hat Kuropatkin vorausgesehen — die Sache zwei Jahre und länger dauern. So weit reicht aber Japans Kapitalkraft nicht; und Briten und Hankees werden nicht so rasch, wie man bei uns meint, ins Gelbe hinein Milliarden verpumpen. Auf diesem coupirten Terrain hats Rußland bequemer; es sagt seinen Gläubigern: Ihr habt drei- bis vierhundert Millionen Zinsen von uns zu fordern; wenn Ihr sie uns borgt, könnt Ihr sicher sein, daß der fällige Coupon bezahlt wird. So ist's in Paris gemacht worden; und das Rezept wird noch manchmal wirken. Jede Schwäche des Feindes, doch nicht seine Stärke

haben die Japaner gekannt. Und am Ende war das von feinsten Meisterkunst vorbereitete Unternehmen nur eine wundervoll heroische Dummheit.

Ausbluten lassen, spricht der Politiker; je schlimmer Eisbär und Selbstsuchs einander zerzausen, um so besser für uns. Der Rath eines Weisen; wenn in Liautung nur nicht auch unser Geld mitverpulvert würde! Fragt deutsche Großindustrielle und Bankdirektoren, ob sie den Asienkrieg bis ins nächste Jahr verlängert wünschen, ob nicht Jeder den Frieden herbeisehnt. Ein Dauer verheißender Sieg des Sonnenreiches ist jetzt, da fast sechs Monate mit theurer Glorie, doch ohne rechten Ertrag verthan sind, kaum noch denkbar; und nur Kinder können ihn wie einen Segen vom Christenhimmel erblicken. Der Präsident des Mikokuin, des japanischen Herrenhauses, hat im März gesagt: „Auf unser Reich, den Bannerstaat asiatischer Kultur, blickt hoffend der ganze Osten; und wir fühlen die heilige Pflicht, Allen, die uns vertrauen, China, Indien, Korea, jedem civilisirten Asiaten, die Hülfehand hinzustrecken, als Freunde sie aus dem Joch zu befreien, das Europa diesen einst mächtigen Völkern aufgezwungen hat, und der Welt zu beweisen, daß der Orient sich auf jedem Kampfplatz mit dem Occident messen kann.“ So denkt jeder Japaner. Nach den Russen kämen Franzosen, Deutsche, Briten an die Reihe und der Osten würde von den rothborstigen Barbaren gründlich gesäubert. In London hat man die Gefahr früh erkannt und wünscht dem gelben Mann längst schon nicht mehr den Sieg. In Tokio würden die klügsten Leute sich jetzt mit dem gemehrten Prestige begnügen und froh sein, wenn die Mißgunst großmächtiger Reis- und Baumwollproduzenten sie beim Friedensschluß nicht auch noch um Korea prellt. . . Und was soll unsere nüchterne Vernunft wünschen? Was die Börse wünscht: daß bald Friede wird. Ein haltbarer Friede würde aber nur möglich, wenn Rußland vorher ein paar Erfolge hätte, die ihm demüthigende Bedingungen ersparten. Auf Jahre hinaus wäre es, mit seinen zerrütteten Finanzen, auch dann noch unschädlich gemacht und könnte, wenn Witte nicht etwa selbst in Kriegsnothden noch schlauer als Bülow ist, ein Prachtkunde unserer Industrie werden. Denn es muß Heer und Flotte reorganisiren und eine kleine Milliarde für Eisenbahnmaterial verwenden. Wundert sich nun noch Einer, daß alle Börsen des Kontinentes, trotz Risikeneu, jede den Russen halbwegs günstige Meldung mit einer Haufe feiern? Und ihr Wunsch wird wahrscheinlich erfüllt werden. Wer hält die Wette? Wenn Port Arthur noch vier Wochen widersteht, haben wir vor Mariae Geburt, wenn Rußland erst im Herbst siegreich vorrücken kann, um die Zeit des Christfestes Frieden.



Der Frauenkongreß.

Wer zwischen dem dreizehnten und dem achtzehnten Junitag die Bernburgerstraße betrat, sah vor den bekannten Räumen der Philharmonie Flaggenmasten mit Blumengewinden ausgerichtet, unter denen vom Morgen bis zum Abend Schaaren weiblicher Wesen aller Altersklassen aus- und einströmten. Die Zugänge waren mit reichem Schmuck von Blumen und Grün zu Wandelgängen hergerichtet, in denen bequeme Plätze zum Verweilen einluden. Der Niesenbau der Philharmonie war zu einem Parlamentsgebäude der Frauen umgestaltet. Während die vier großen Säle den allgemeinen und den Sektionversammlungen dienten, blieben die Nebenräume zu behaglichem Aufenthalt bestimmt. Ueberall fand der Wanderer Frauen und junge Mädchen zu Auskünften aller Art bereit. Vom Morgen bis zum Abend wogte es in den Räumen hin und her, während in den großen Sälen Tausende den Vorträgen und Erörterungen folgten.

Den Anlaß zur Einberufung des internationalen Frauenkongresses gab die Generalversammlung des Internationalen Frauenbundes, der 1888 begründet wurde und jetzt neunzehn Nationalverbände umfaßt, die auf der Generalversammlung durch ihre Vorsitzenden und durch zwei Delegirte vertreten waren. Der Internationale Frauenbund, in dem alle Kulturländer vertreten sind, will eine Verbindung zwischen den Frauenorganisationen aller Länder herstellen und Frauen aus allen Erdtheilen die Gelegenheit zum Austausch ihrer Gedanken und Erfahrungen schaffen. Er folgt der goldenen Regel: „Do unto others as thou should do unto you“ und sucht der gesammten Frauenbewegung einen Zusammenhalt und geistige Förderung zu geben.

In ähnlicher Weise wie diese große Weltorganisation sind in den einzelnen Ländern Nationalverbände gegründet worden; so in Deutschland der Bund Deutscher Frauenvereine, der den in Chicago 1893 gegebenen Anregungen seine Entstehung verdankt. Er umfaßt 170 Einzelvereine, aus denen namentlich die Lehrerinnenvereine und die Frauenbildungsvereine hervorstechen; doch sind auch Wohlfahrt- und Wohlthätigkeitsvereine darunter vertreten. Der Bund bearbeitet in ständigen Kommissionen die Frage der Rechtsstellung der Frau, des Arbeiterinnenschutzes, der Sittlichkeit, der Nützlichkeitsbestrebungen und des Kinderschutzes. Außerdem hat er eine ständige Auskunftsstelle für alle Fraueninteressen errichtet. Sein Hauptwerth liegt in dem Bemühen, dem weiblichen Geschlecht die Nothwendigkeit der Organisation klar zu machen und ihm die Einheitlichkeit aller Frauenbestrebungen zum Bewußtsein zu bringen. Schon zweimal, in Chicago und London, waren mit der Generalversammlung des Internationalen Frauenbundes allgemeine internationale Frauenkongresse verbunden worden. Doch geht die Einberufung nicht vom Weltbund, sondern vom Nationalbund aus. Nach Berlin hatte der Bund Deutscher Frauenvereine den internationalen Frauenkongreß berufen, dem die Tagung des Internationalen Frauenbundes vorherging.

Wer bisher den Bestrebungen der Frauen in ihrer Gesammtheit noch nicht gefolgt ist, wird über die große Zahl anziehender und betrachtenswerther Frauenerrscheinungen erstaunt gewesen sein, die auf dem Kongreß zu sehen waren. Das sind nicht mehr die Leiterinnen und Mitglieder einzelner Frauenvereine, nicht mehr wohlthätige Damen, sondern Frauen, deren Thätigkeit über die engen Grenzen

ihres Vereins oder ihrer Stadt hinausgewachsen ist, Frauen, in denen ein Gefühl voller Verantwortlichkeit für die Hebung des gesammten Geschlechtes lebt. Da ist Frau Marie Stritt, seit 1899 die Vorsitzende des Bundes, die den ersten Reichsfrauenverein für Frauen in Dresden gegründet hat und in der organisatorischen Arbeit Vorzügliches leistet; eine fest in sich beruhende Persönlichkeit, eine ausgezeichnete Rednerin und eben so gute Präsidentin. Ihr steht zur Seite Frau Helene von Forster als Stellvertretende Vorsitzende, zugleich Vorsitzende des Vereins Frauenwohl in Nürnberg, die sich Jahre lang als Mitarbeiterin ihres Mannes, des bekannten Augenarztes in Nürnberg, in ernstlicher wissenschaftlicher Arbeit geübt hat. Fräulein Alice Salomon, der Vorsitzenden der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin, war es vergönnt, in ungewöhnlich jungen Jahren an eine leitende Stelle zu treten. Sie wurde die Nachfolgerin der zu früh verstorbenen Jeanette Schwerin und hat zur Belebung der weiblichen Hilfsfähigkeit in Berlin, des Interesses für die Fragen der Heimarbeit und des Arbeiterinnenschutzes sehr Luchtiges geleistet; als gute Rednerin und Versammlungsleiterin war sie den Berlinern längst bekannt. In der stolzen und aufrechten Gestalt des Fräuleins Helene Lange begrüßen wir eine der Hauptkräfte der deutschen Frauenbewegung und insbesondere aller Bestrebungen für die Frauenbildung in Deutschland. Sie leitet die Monatschrift „Die Frau“ heraus, ist Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, des Berliner Frauenvereins und hat durch die Begründung und Leitung der Gymnasialkurse für Frauen in Berlin diesen Bestrebungen vor Allen freie Bahn zu brechen verstanden. Frau Ritscher, die Gattin des Oberbürgermeisters von Berlin, wird ihrer einflussreichen Stellung durch ihre Mitwirkung an vielen Wohltätigkeitsbestrebungen gerecht; namentlich hat sie dem Verein Hauspflege durch ihre sachkundige Arbeit zu besonderer Blüthe gebracht. Fräulein Anna Pappriß ist auf dem Gebiete der Sittlichkeitsbewegung thätig und hat sich, wie die ihr geistig verwandte Ida Freudenberg in München, auf dem berliner Kongress als eine der besten und geschultesten Rednerinnen erwiesen. Dr. Gertrud Bäumer, die rechte Hand von Helene Lange, durch feinsinnige und gründliche Arbeiten auf dem Gebiete der Frauenbildung wohlbekannt; Helene Simon und Adele Gerhard, die Verfasserinnen des Buches „Mutterchaft und geistige Arbeit“; Dr. Käthe Schirmacher, die in Paris heimisch geworden ist und als Rednerin und Schriftstellerin sich eine feste Stellung errungen hat; Dr. Käthe Windscheid, die Tochter des berühmten Pandektisten, dessen unvergeßlich feine und geistvolle Sätze in den ihren wieder erscheinen, die Leiterin der leipziger Gymnasialkurse für Mädchen: Das sind die jugendlichen Vertreterinnen der vorwärts drängenden Bewegung der gebildeten Frau. Ein Ehrenplatz gebührt der Frau Hedwig Heyl, die als Vorsitzende des Lokalkomitees eine eben so anstrengende wie fruchtbringende Thätigkeit entfaltete. Sie ist als Persönlichkeit der lebendige Beweis für die Fähigkeit der Frau, einem großen Geschäftsbetrieb selbständig vorzustehen. Durch die Entwicklung des von ihr geleiteten Fabrikbetriebes gelangte sie zur Fürsorge für ihre weiblichen Angestellten und hat nach und nach auf allen Gebieten der hauswirthschaftlichen Bildung Beachtenswerthes geleistet. Bekannt ist ihr ABC der Küche und ihr Volkskochbuch. Reiblos wurde ihr das Hauptverdienst um die glückliche organisatorische Gestaltung des Kongresses zuerkannt. Ihr zur Seite stand Frau

Wenzel Beckmann, die ihren Reichtum noch bei Lebzeiten in großem Maßstab zur Förderung gemeinnütziger Zwecke verwendet. Ihr namentlich ist die Heimstätte zu verdanken, die das Pestalozzi-Fröbel-Haus jetzt besitzt. Ich erwähne noch die Veteranin der Frauenbewegung, Lina Morgenstern, die Vorsitzende des Berliner Hausfrauenvereins und Begründerin der Volksküchen, die, wenn sie heute nicht mehr die selbe praktische Bedeutung haben wie früher, doch an programmatifcher Bedeutung nichts eingebüßt haben... Natürlich geben die wenigen Namen, die ich hier herausgriff, noch keine Vorstellung von der Fülle werthvoller Persönlichkeiten, die in der deutschen Frauenbewegung thätig sind.

Nicht minder interessant als die deutschen sind die ausländischen Vertreterinnen. Vor Allen die Vorsitzende Mrs. May Wright Sewall aus Indianapolis, die die eigentliche Triebkraft des Weltbundes war; sie war früher Inspektorin öffentlicher Schulen und leitete seit zwei Jahrzehnten eine von ihr und ihrem Gatten gegründete Höhere Schule für Mädchen. Neben ihr als Zweite Vorsitzende die Gattin des früheren Vizekönigs von Irland, Lady Aberdeen, eine höchst sympathische Erscheinung, die, nachdem sie den dienenden Hausgenossinnen Mutter und Freundin gewesen war, an der Seite ihres Gatten für das Wohl und die Bildung des Frauengeschlechtes zu wirken begann. Besonders bemerkt wurde die greise Miss Susan Anthony aus Rochester, die als Delegirte des Bundes amerikanischer Frauenvereine herübergekommen war. Ihre vierundachtzig Jahre hinderten sie nicht, den meisten Versammlungen beizuwohnen und als Rednerin aufzutreten. Neben ihr sahen wir Mrs. Perkins Gilman, eine fruchtbar national-ökonomische Schriftstellerin, und Reverend Anna Howard Shaw, die, wie ihr Titel zeigt, ein geistliches Amt bekleidet hat. Beide sind sehr gute Rednerinnen. Auch Mrs. Terrell, die Ehrenpräsidentin des Nationalbundes farbiger Frauen und die erste farbige Frau, die dem Verwaltungsrath der washingtoner Volksschulen angehört, wurde vielfach beachtet. Auch hier muß ich mich begnügen, einige markante Persönlichkeiten herauszugreifen. Ungefähr dreihundert Führerinnen und Rednerinnen waren zum Kongreß gekommen. Uebrigens war auch die Presse vielfach durch Frauen vertreten. Auffallend war die große Zahl der Deutsch sprechenden Frauen; Skandinavinnen und Holländerinnen, aber auch Britinnen und Amerikanerinnen leisteten im freien deutschen Vortrag Ueberraschendes. Die Kunst freier Rede, die selten in Phrase oder schwärmerischen Ausdruck überging, stand überhaupt auf ansehnlicher Höhe. Fast immer bewegten die berichtenden Frauen sich auf dem Boden der Thatfachen und gründlicher Kenntnisse und manche von ihnen erzwangen sich durch den Glanz der Rede höchste Bewunderung.

An Stoff zum Reden fehlte es freilich nicht. Das vorbereitende Komitee hatte das gesammte Gebiet, das durch die Frauenbewegung beherrscht wird, in vier Sektionen getheilt: Frauenbildung, Frauenerwerb und Berufe, soziale Erscheinungen und Bestrebungen, die rechtliche Stellung der Frau. In den Sektionen wurden wieder einzelne Abtheilungen gebildet und die Gegenstände einzeln an sämmtlichen Kongrestagen behandelt. So waren in der Sektion „Frauenbildung“ die Thematata gegeben: Bildung der Frau für ihren Mutterberuf und häusliche Erziehung, gemeinsame Erziehung der Geschlechter, Aufgaben der modernen Fortbildungsschule, höhere Mädchenbildung, Universitätsstudium der Frauen. In der Sektion „Frauenerwerb und Berufe“ wurde die Dienstbotensfrage, die Stellung

der Fabrik- und Heimarbeiterrinnen, die Frau in Handel und Verkehr, in der Krankenpflege, im Lehrereinneneruf und in der Kunst behandelt. Die dritte Sektion beschäftigte sich mit Armen- und Wohlfahrtspflege, Hebung der Sittlichkeit, Rechtschutzstellen für Frauen. Besonders wichtig war die Arbeit der vierten Sektion, wo die zivilrechtliche Stellung der Frau, die elterliche Gewalt, das eheliche Güterrecht, die Vormundschaft, die Schutzgesetzgebung, das Wahlrecht der Frau behandelt wurden. Außerdem hatte man fünf große Thematata auf die Tagesordnung gestellt, die in den Abendversammlungen ohne nachfolgende Diskussion behandelt wurden: Fortschritte der Frauenbewegung in den Kulturländern; Frauenlöhne; das Verhältnis der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Vereinen; Frauenstimmrecht; Grundlagen und Ziele der Frauenbewegung.

Wer das ungeheure Gebiet überblickt, das da berührt wurde, sieht, daß nichts Menschliches dem Frauenkongreß fremd geblieben ist. Man hat das Uebermaß des Stoffes wohl getadelt. Ich vermag mich diesem Tadel nicht anzuschließen, finde es vielmehr nützlich, daß nach fünf Jahren der Gesamtstand der Frauenbewegung betrachtet und geprüft wird. Daß in diesen Berichten und namentlich in den sehr spärlichen Diskussionen nicht immer das letzte Wort gesagt und, schon weil nicht jedes Kongreßmitglied allen Versammlungen fernzuwohnen vermag, Vieles nur flüchtig berührt werden kann, muß zugegeben werden. Aber die Aufgaben, die ein Fachkongreß hat, sind einem internationalen Kongreß nicht gestellt. Hier handelt es sich darum, allgemeine Anregungen zu geben, auf die wichtigsten Aufgaben hinzuweisen, die der Frau in unserer Zeit gestellt sind, und die Teilnehmer zu verdoppeltem Eifer anzuspornen.

Frauenbewegung und Frauenemanzipation werden in Deutschland noch vielfach für identisch gehalten. Verständige Männer, die sonst für kulturelle und ethische Probleme Sinn haben, finden sich mit der Frauenbewegung durch das Schlagwort ab, die Frau gehöre ins Haus und nicht in die Öffentlichkeit. Noch ist kaum eine Ahnung des Verständnisses in die Männerwelt hineingebracht, daß die Frauen nicht weibliche Würde und Sitte aufgeben, männlicher Art oder gar Unart nachahmen wollen, sondern daß die Emanzipation nur die Befreiung von einem unwürdigen Druck anstrebt, der auf der Frau als der Dienerin des Mannes lastet. Nicht Dienerin will sie bleiben, sondern Gefährtin des Mannes im höchsten Sinn werden. Dazu aber braucht sie eine freie, selbständige Persönlichkeit und die moderne Bildung, die ihr das Verständnis des öffentlichen Lebens und die Möglichkeit praktischer Bethätigung auf den dem Wesen der Frau angemessenen Wirkungsgebieten erschließt. Und wie in der Oberschicht das Bedürfnis nach eigenem Lebensinhalt, so rüttelt unten die Noth des Lebens, die harte Lohnarbeit die Geister der Frauen gebieterisch auf. Die „Höhere Tochter“ die nicht nur Romane lesen, Klavier spielen, Bälle mitmachen will, und die noch ungeschützte Arbeiterin, die sich in ihrer Existenz, ihrem schmalen Familienglück bedroht fühlt: Beide fordern Befreiung von rostigen Ketten.

Nur die — nach dem geltenden Sprachgebrauch — bürgerliche, nicht die proletarische Frauenbewegung war auf dem Kongreß vertreten. Man konnte ihn einen Parteitag liberaler Frauen verschiedener Fraktionen nennen; für konservative Tendenzen ist im Gebiete dieser Bewegung ja ohnehin kein Raum. Die „Gemäßigten“ gaben überall den Ton an. Die Radikalen verfielen aus mancherlei

Gründen die Heeresfolge und die proletarische Frauenbewegung der organisierten Arbeiterinnen hielt sich ganz fern. Das wurde, als ein wesentlicher Mangel, in der sozialdemokratischen Presse nachdrücklich hervorgehoben.

Ich glaube nicht, daß dieser Mangel der Sache schädlich war. Wer sich nicht in Utopien verlieren will, muß erkennen, daß die Frauen nur dann Etwas erreichen können, wenn die in Staat und Stadt herrschende Männerwelt sich von ihrer Bedeutung und der Richtigkeit ihrer Ziele überzeugen läßt. Auf diese Herrschenden wirkt aber die Besonnenheit des Kongresses sicher mehr als die stürmischen Forderungen der Radikalen. Die Sozialdemokratie muß von ihrem Standpunkt aus ja zu der Forderung des gleichen Rechtes für Männer und Frauen gelangen. Einen praktischen Zweck hätte aber, zum Beispiel, das Verlangen nach dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht für die Frauen jetzt nicht und es ist jedenfalls vernünftiger, sich mit der Forderung eines begrenzten Frauenwahlrechtes zu begnügen. Ina Freudenberg, die in einem fein durchdachten Bericht das Verhältniß der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Parteien behandelte, sagte mit Recht, daß der Liberalismus mit seiner Forderung der persönlichen Freiheit nicht entfernt die Bedeutung für die Frauen gehabt habe wie der sozialdemokratische Gedanke der Gleichheit. Auch hier darf übrigens wohl daran erinnert werden, daß weder das allgemeine gleiche und geheime Wahlrecht noch auch das Massenwahlrecht den berechtigten Wählern die hohe Stellung gegeben hat, die an sich mit der Ausübung des höchsten politischen Rechtes verbunden sein soll. Es handelt sich um Massenbewegungen, die durch einzelne Führer geleitet werden. Eine Verbesserung kann in der allgemeinen Beteiligung der Frauen nur erblickt, wer die Massenentscheidung anbetet und nicht die Verpflichtung fühlt, die Wähler zum Verständnis Dessen, was sie thun, erziehen zu wollen. Gerade hier setzen die maßvolleren Forderungen der bürgerlichen Frauen ein. Mit Recht fordern sie, da vertreten zu sein, wo gerade die Frau, nach ihrer Erziehung, Bildung und Stellung, ein Urtheil abzugeben und eine Verantwortlichkeit zu tragen vermag. Die in anderen Ländern zum Theil schon erfüllten Forderungen des Frauenstimmrechtes für die Schul- und Armenverwaltung sind deshalb durchaus gerechtfertigt. Und nicht minder die Forderung, daß die selbständige Geschäftsfrau, die Steuer zahlende Grundbesitzerin, die Schulleiterin, die Lehrerin u. s. w. ein dem männlichen gleiches Wahlrecht zu üben befugt werde. Daß gerade während der Tagung des Kongresses die Verbündeten Regierungen den Frauen das aktive und passive Wahlrecht in den Kaufmannsgerichten verweigerten und daß diese Forderung in der dritten Lesung des Entwurfes von der Mehrheit des Reichstages abgelehnt wurde, beweist nur, wie weit wir noch von dem richtigen Verständnis dieser Dinge entfernt sind. Die unübersehbare Menge der weiblichen Personen, die als Geschäftsfrauen oder als Angestellte in kaufmännischen Gewerben thätig sind, hat sicher doch ein gutes Recht darauf, an der Wahl ihrer Richter mitzuwirken. Mit Zug wurden deshalb in einer von radikalen Frauen einberufenen Versammlung die Anschauungen unserer Gesetzgeber rückständig genannt.

Die soziale Frage im weiteren Sinn wurde in der Sektion für Frauen-erwerb und Frauenberufe behandelt. Interessant war da namentlich die Rede der Frau Nuijters aus Holland, die sich, wie Mrs. Montefiore aus London und

die Baronin Gripenberg aus Finnland, gegen den besonderen Schutz der Arbeiterinnen erklärte, weil dadurch die Arbeiterin schlechter gestellt werde als ihr männlicher Konkurrent. Die Folge einseitigen Schutzes der Arbeiterin werde sein, daß die Arbeiterinnen durch männliche Arbeiter ersetzt werden. Dieser Auffassung wurde von verschiedenen Seiten widersprochen; auch die Sozialdemokratin Frau Lily Braun sprach sich für den Arbeiterinnenschutz aus, der die Leistungen steigere und der Arbeiterin die Forderung höheren Lohnes ermögliche.

Dieser noch als materielle erregten Fragen der Sittlichkeit das Gemüth der Frau. Dieser Gegenstand wurde denn auch vielfach mit dem Pathos innerster Theilnahme behandelt. Die Bekämpfung der Reglementirung und Kasernirung, des Mädchenhandels, der Schutz und die Förderung junger Mädchen: hier harrt eine Fülle praktischer Arbeit. Von vielen Frauen wird auf geschlechtlich-sittlichem Gebiet vom Mann bekanntlich die selbe Verantwortlichkeit gefordert wie von der Frau. Leider werden diese Dinge noch immer mit thörichtester Pruderie behandelt; statt Knaben und Mädchen taktvoll aufzuklären, webt man um das Natürlichste den Schleier des Geheimnisses und läßt namentlich die Mädchen in einem Dunkel, das oft die äbelsten Folgen hat. Der Einfluß der Mutter auf die Sittlichkeit ihrer Kinder, der Frauen auf ihre Männer, die Fähigkeit der Frau, bei der Wahl des Gatten sich ein Urtheil nach dieser Richtung bilden zu können: Das sind Gegenstände, die allerernsteste Beachtung verdienen. Ein anderer Theil der Sittlichkeitsdebatte gehört ins Gebiet der sozialen Frage; die schlecht bezahlte Arbeit — besonders die Heimarbeit — der Frau und das Elend des Theaterproletariates zwingen oft genug zu unsittlichem Nebenwerb.

Während in den Fragen, die das politische und soziale Gebiet im weiteren Sinne berühren, die Meinungen noch nicht völlig geklärt und die praktischen Erfolge einstweilen verhältnißmäßig gering sind, liegen die Dinge auf dem Gebiete der Fürsorgethätigkeit anders. In Armen- und Krankenpflege, in Jugendschutz und Kinderfürsorge sind viele Frauen mit Erfolg thätig, zum Theil auch durch die öffentliche Organisation zur Ausübung ihrer Thätigkeit berufen worden. Doch sind auch hier noch viele Gebiete der Frau verschlossen, obwohl auf keinem anderen die Fähigkeit der Frau besser erwiesen ist und auf keinem anderen besser von einer Ueberlegenheit der weiblichen Leistung gesprochen werden kann. Auch im Lehrberuf haben die Frauen feste Stellungen und schon hört man sogar die Befürchtung aussprechen, ein Ueberwiegen der weiblichen Lehrthätigkeit, wie es in Amerika besteht, und die immer weiter reichende Ausschaltung der führenden männlichen Kraft könne allmählich das Gesamtniveau des Unterrichtes herabdrücken.

Auch nur der Versuch, einzelne Fragen aus dem ungeheuren Stoffgebiet herauszugreifen, zeigt die Unmöglichkeit, die gesammten Verhandlungen und Ergebnisse des Kongresses zu besprechen. Es handelt sich aber, wie ich schon hervorhob, nicht in erster Linie um das positive Ergebnis auf dem einzelnen Fachgebiet, sondern um die Anregungen, die von solchem Kongreß in die Öffentlichkeit und in die Herzen der Theilnehmerinnen dringen. Und der unbefangene Beobachter wußt einräumend, daß dieser Kongreß, trotz seiner Beschränkung auf das bürgerliche Frauenement, in der Geschichte der Frauenbewegung ein Ereigniß war. Drei- bis viertausend Frauen folgten eine Woche lang den Berichten und Verhandlungen mit ungetheiltem Interesse. Noch in der Schlußversammlung, in

ber die Vorfigende Helene Lange und Mrs. Perkins Gilman über die Grundlagen und Endziele der Frauenbewegung sprachen, war der Saal bis zum letzten Plätzchen von einer andächtig lauschenden Menge besetzt. Man empfand — und viele Einzelgespräche haben es mir bestätigt —, daß hier zum ersten Mal vielen Frauen und Mädchen klar wurde, daß es eine Frauenbewegung giebt und was diese Frauenbewegung bedeutet. Ich bin überzeugt, daß diese Tagung nachhaltige Eindrücke hinterlassen wird. Im Herzen Derer, die dem Kongreß beizwohnten, lebt stark und siegesgewiß jetzt die Hoffnung, daß auch der Frau bald gegönnt sein wird, ihre Kraft frei zu entfalten, sich selbst zur Befriedigung und der Gesamtheit zum Heil.

Auch die Männer, die den Verhandlungen folgten, haben einen tiefen und bleibenden Eindruck davon zurüdbehalten. Daß die Zahl männlicher Teilnehmer so gering war und daß weder staatliche noch städtische Behörden offizielle Vertreter entsandt hatten, bleibt zu beklagen. Ich glaube nicht, daß es nach diesem Kongreß noch einmal möglich sein wird. Die Frauen haben uns gezeigt, daß, wenn wir nicht mit ihnen reden, sie mit uns zu reden fest entschlossen sind.

Stadtrath Dr. Emil Münsterberg.



Fleischbeschau.

Was preussische Gesetz über die Errichtung öffentlicher Schlachthäuser hatte den Schlachthausgemeinden das Recht verliehen, anzuordnen: daß Schlächter oder Fleischhändler nur Fleisch von solchem Schlachtvieh feilbieten dürfen, das in dem Schlachthaus des Ortes geschlachtet ist. Neben diesem Schlachthausmonopol gewährte das Gesetz den Schlachthausgemeinden noch ein Fleischuntersuchungsmonopol: alles zu sonstigem Verbrauch eingeführte Fleisch mußte erst dem städtischen Untersuchungsamt gegen eine entsprechende Gebühr zur Abstempelung vorgelegt werden. Das war verständig, denn der sanitäre Zweck der Errichtung eines Schlachthauses und der Kontrolle des hier geschlachteten Fleisches wäre nicht erreicht worden, wenn eine beliebige Einfuhr unkontrollierten Fleisches erlaubt geblieben wäre. Den möglichen Mißbrauch des Schlachthaus- und Untersuchungsmonopols für städtische Steuerzwecke verhinderte das Schlachthausgesetz durch die Bestimmung, daß der aus den Benutzungsgebühren sich ergebende Ertrag dieser Anstalten die Selbstkosten der Errichtung und Unterhaltung der Anlagen nicht übersteigen dürfe. So lange dieses Gesetz galt, hatten die Städte es mit der Errichtung von Schlachthäusern nicht eilig. Erst das preussische Kommunalabgabengesetz bewirkte einen Wandel; denn es gestattete den Schlachthausgemeinden eine Nutzung des angelegten Kapitals bis zu acht Prozent, also in der doppelten Höhe des Zinsfußes der für einen Schlachthausbau erforderlichen städtischen Anleihe. Das war ein gutes Geschäft: und so wurden denn in sehr vielen preussischen Städten eilig Schlachthäuser gebaut. Dabei verfuhr man nicht sparsam; man ging vielmehr recht oft mit der räumlichen Ausgestaltung und mit luxuriöser Ausstattung der Anlagen weit über das technische Bedürfnis hinaus. Denn je größer das verbrauchte Anlagekapital war, desto höher der Rein-

ertrog für den Stadtsäckel. Viele Kommunalverwaltungen brachten es sogar fertig, durch Kombination der Schlachthäuser mit Viehmarktanlagen die vom Gesetz auf acht Prozent begrenzte Rente noch erheblich zu überschreiten. Eine dem Landtag vorgelegte Statistik ergibt, daß in 62 Großstädten die Rente aus den Vieh- und Schlachthöfen über 8 Prozent hinaus bis zu 14 Prozent beträgt. Berlin figurirt hierbei in den letzten zehn Jahren mit 11,5 bis 13,5 Prozent.

Dieses einträgliche Monopol soll nun fallen: und darob herrscht bei allen Stadtvätern Heulen und Zähneklappen. Das deutsche Reichsgesetz über die Schlachtvieh- und Fleischbeschau, das am ersten April 1903 in Kraft trat, ordnete eine der bisherigen großstädtischen Fleischbeschau vollkommen gleichartige Kontrolle der Schlachtungen im ganzen Reichsgebiet an; deshalb fehlt jeder vernünftige Grund, das in Schöneberg oder Nixdorf geschlachtete Fleisch, wenn ein Berliner es essen soll, auf dem berliner Schlachthof erst noch einmal dem Beschauer vorzulegen. Schon das preussische Ausführungs-gesetz wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß am ersten Oktober 1904 die städtischen Schlachthaus- und Untersuchungs-monopole wegfallen würden, ließ aber dennoch solchen Zweifel bestehen. Der preussische Landwirtschaftsminister antwortete auf eine im Abgeordnetenhaus an ihn gerichtete Frage: Staatsregierung und Landtag seien übereinstimmend der Ansicht gewesen, durch das neue Gesetz werde die von den Städten beanspruchte Fortdauer des Untersuchungsrechtes verboten; die Bestimmungen des Gesetzes seien leider aber nicht so klar, daß sie die Entscheidung der Gerichte für jeden Fall sichern. Der Landtag war diesmal nicht faul: in wenigen Tagen schuf er eine Novelle, die jeden Zweifel beseitigte. Ueber diese Fügigkeit waren die Oberbürgermeister und die liberalen Zeitungen ganz besonders erbozt. Man hatte es sich so schön gedacht, die vom Minister selbst zugegebene Möglichkeit einer falschen Gesetzesinterpretation auszunützen und das Schlachthaus- und Untersuchungs-monopol auch nach dem ersten Oktober 1904 für den Stadtsäckel auszunützen zu können. Neben den Phrasen, die der berliner Oberbürgermeister über das angeblich rein sanitäre Interesse der Stadtverwaltung im Herrenhause zum Besten gab, wirkte die Offenheit des kölnner Oberbürgermeisters doppelt erfreulich. Herr Becker sagte: „Wir wollen nur keinen Ausfall erleiden an unseren Schlachthausein-nahmen; wir verlangen gar keine bessere Stellung, in keiner Beziehung; wir wollen nur keinen Ausfall erleiden“. Das war deutlich und ehrlich. In der liberalen Presse, die, wenn es sich um Agrarier und um Idole handelt, stets gegen die „Fleischverteuerung“ sichts, in dieser prachtvoll liberalen Presse las man jetzt acht Tage lang Variationen über das Thema: „Welches Spiel treiben die Konservativen mit der Volksgesundheit!“ Die selbe Presse tritt für freien Handel und Wandel ein, wenn darüber gestritten wird, ob die Einfuhr des gepökelten, in diesem Zustand also überhaupt nicht mehr kontrollfähigen dänischen Tuberkelfleisches nicht lieber verboten werden solle. Doch das einträgliche Monopol städtischer Fleischbeschau durfte, wenns nach ihr ginge, niemals ein Ende finden.

Edmund Klapper.



Das Weib des Räubers.

Damals ging Jesus mit Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Thomas und Judas — denn die zwölf Jünger waren noch nicht beisammen — nach Kapernaum. Um der großen Hitze auszuweichen, waren sie kurz vor Sonnenuntergang aufgebrochen und wollten einen Theil der Nacht hindurch wandern. Ihre Mittel waren fast erschöpft. Nur sechs Silberdenare waren noch in dem Lederbeutel, den Judas unter seinem Mantel trug. Aber in Kapernaum sollten Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes ein paar Monate ihrem Handwerk des Fischfanges obliegen, Thomas wollte als Schuster thätig sein und Judas beabsichtigte, für diese Zeit eine Stellung bei einem öffentlichen Schreiber anzunehmen, um dort Schriftsätze anzufertigen. Alle wollten bei Maria, der Mutter des Jakobus und Johannes, wohnen, die ein großes Haus hatte. Wenn sie dann einiges Geld erspart hätten, würden sie sich wieder auf den Weg machen und der Predigt Jesu durch Galiläa folgen.

Der Weg wand sich zwischen Oelbäumen hin, deren krumme Stämme sich schwarz auf dem rothen Abendhimmel abzeichneten.

Judas sprach zu den Gefährten: „Ich habe mich zu Euch gesellt, weil ich die Gerechtigkeit liebe. Euer Fischfang wird Euch wenig einbringen. Er würde mehr eintragen, wenn Ihr mit den übrigen Fischern am See eine Vereinbarung treffen könntet, um den Fischhändlern, die ungerichte und habgierige Menschen sind, die Preise vorzuschreiben.“

„Das ist sicherlich zutreffend“, sagte Johannes; „aber Du sprichst, als wäre diese Welt nicht nur ein vergänglicher Aufenthaltort.“

„Was vergänglich ist, braucht darum noch nicht vernachlässigt zu werden“, erwiderte Judas.

Der Mond ging langsam auf und es war, als ob er blaue Risse durch die Reste der Oelbäume rieseln ließe. Nun führte die Straße durch eine Art Hohlweg zwischen zwei felsigen Hügel.

Aus einem Gesträuch tauchten fünf Männer auf. Ihre Gesichter blickten wild und sie waren mit Messern und Dolchen bewaffnet. Und Einer von ihnen, ihr Hauptmann, war hochgewachsen und trug einen Federbusch an seinem Turban. Sie versperrten den Wanderern den Weg und geboten ihnen unter Drohungen Halt.

Petrus erhob seinen Stab, um sich zu vertheidigen. Aber Jesus sagte: „Weistet keinen Widerstand!“

Und Thomas murmelte: „In Wahrheit werden die Spießhaken die Betrogenen sein.“

Die Räuber begannen, die Kleider Jesu und seiner Jünger Petrus, Jakobus, Johannes, Andreas und Thomas zu durchsuchen, und fanden nichts. Judas aber wollte entfliehen; der Hauptmann der Räuber holte ihn ein, nahm ihm den Beutel ab, fand die sechs Denare und sagte: „Es ist wenig, aber immerhin Etwas in diesen schlechten Zeiten.“ Und er fügte hinzu: „Ihr könnt weiter wandern; ich will Euch sonst nichts Uebles zufügen.“

Jesus und seine Jünger setzten also ihren Weg fort und Jesus sprach ihnen vom Reiche Gottes.

Judas aber seufzte immer und sprach zu Jesu: „Meister, es geschieht nicht aus Liebe zum Gelde, sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit; nur aus diesem Grunde wollte ich, das Geld wäre gleichmäßig unter die Menschen vertheilt... Ich träume mir eine Gesellschaft von Brüdern, die gemeinschaftlich arbeiten und Tugend lieben und deren Schatzmeister und Verwalter ich wäre, damit sie in Frieden leben könnten.“

Bei diesen Worten mußte Thomas lächeln; und Jesus antwortete mit dem Gleichniß von den Vögeln unter dem Himmel und den Aulen auf dem Felde, die nicht spinnen. Und da der Mond verschwand, merkten sie nicht, daß ihnen ein Weib folgte.

An einer von Felsen gebildeten Nische machten sie Halt, um zu schlummern. Und Johannes sagte frohlich: „Wir wollen ohne Sorgen einschlafen, wie die Aulen auf dem Felde. Da wir nichts mehr besitzen, so fürchten wir uns auch nicht mehr vor Dieben.“

Als sie in der Morgendämmerung wach wurden, sahen sie ein Weib stehen, das sie ansah und einen Beutel in der Hand hielt. Dieses Weib, das noch jung und geschminkt war, trug verblühtenen Fliederstaat und hatte Spangen an den Armen und Fußknöcheln. Es ging auf Jesus zu, gab ihm den Beutel und sagte: „Hier, Herr! Das ist, was man Euch abgenommen hat.“

Jesus reichte den Beutel Judas, der ihn öffnete und nachsah, was darin war.

„Dieser Beutel“, sagte Jesus, „enthielt gestern sechs Denare; warum sind heute neun Denare darinnen?“

„Das ist wahr“, sagte Judas.

Das Weib wurde roth und wagte keine Erwiderung. Thomas aber sprach höflich zu ihm: „Wir sind Dir sehr dankbar; aber wie ist unser Geld in Deine Hände gekommen? Und warum giebst Du es uns zurück, obendrein noch mit Wucher?“

„Ich bin die Geliebte des Räuberhauptmanns Dysmas,“ entgegnete das Weib. „Ich bereite allen Räubern das Essen und flicke ihnen die Kleider; aber ich gehöre nur Dysmas an. Gestern war ich in der Nähe, als sie Euch ausplünderten; ich selbst hatte ihnen sogar gemeldet, daß Ihr vorbeikämet. Als ich Euch aber in der Nähe sah, schient Ihr mir von den anderen Menschen verschleiden zu sein. Und deshalb bin ich Euch gefolgt, während Dysmas und seine Genossen die alte zerfallene Burg aussuchten, in der wir haufen. Ich habe die Worte Eures Meisters gehört. Ich hatte gesehen, daß Ihr arm seid; nun habe ich erkannt, daß Ihr gut seid. Da bin ich schnell zu meinem Freunde zurückgekehrt. Während er schlief, habe ich ihm den Beutel genommen und Euch zurückgebracht; und habe noch drei Denare hineingethan. Ihr braucht mir nicht zu danken: Dysmas wird sich schon an irgend einem reichen Kaufmann schadlos halten.“

„Wie aber“, sprach Petrus, „kannst Du, die Du gegen uns so reblich bist, von einem Diebe von Raub und vielleicht von Mord leben?“

„O, ein Mord kommt sehr selten vor,“ antwortete das Weib. „Mein Freund liebt den Mord nicht, und wenn er tödtet, so thut er's nur, um sein eigenes Leben zu retten.“

„Aber auch Das ist schon sehr schlimm,“ sagte Jakobus. „Das scheint Du gar nicht zu ahnen. Hat man Dich nicht das Gesetz gelehrt?“

„Das Gesetz?“ fragte das Weib: „Was ist Das, das Gesetz? Und wer sollte es mich gelehrt haben? Ich bin fern von hier in der Stadt Alexandria geboren. Meine Mutter war Eine von denen, die man dort Hetären nennt. Als kleines Mädchen tanzte ich in den Schänken. Dann ergriff auch ich das Handwerk meiner Mutter. Da ich aber nur kümmerlich meinen Lebensunterhalt verdiente, so führte mich ein griechischer Kaufmann nach Caesarea, wo römische Soldaten in Garnison liegen. Dort traf ich Dymas: ich liebte ihn und folgte ihm.“

„Aber es ist unmöglich,“ sagte Jakobus, „daß Du ferner mit ihm in der Sünde lebest.“

„Was ist Sünde?“ fragte das Weib.

„Bleibe bei uns!“ sprach Andreas. „Unser Meister wird Dich das Wort Gottes lehren.“

„Bleibe bei uns!“ sagte Thomas. „Wir wollen Dich achten, wie wenn Du unsere Schwester wärest. Wenn Du zu Deinem Genossen zurückkehrst, wird er Dich sicher mißhandeln.“

„Und da sie tanzen kann,“ sprach Judas zu Thomas, „so soll sie in den Städten tanzen, die wir auf unserer Wanderung berühren. Ich kündige das Schauspiel an und wir lassen uns von jedem Zuschauer eine Kupfermünze geben.“

„O nein!“ sagte Johannes. „Sie soll fernerehin nicht mehr als Tänzerin die Lust zum Verbotenen erwecken. Willst Du, Weib, so bringen wir Dich zu meiner Mutter Maria. Bei ihr sollst Du wohnen. Sie kann Dich das Flicken der Netze lehren. Und dann wirst Du mehrmals in jedem Jahr unseren Meister lehren.“

Das Weib zögerte; und während es den Anderen zuhörte, blickte es doch nur auf Jesus. Zuletzt sagte es: „Wenn ich zu Dymas zurückkehre, schlägt er mich freilich; aber nicht allzu hart, wenn er erst gehört hat, wer Ihr seid. Und er beda:ß meiner; er würde unglücklich sein, wenn ich nicht mehr bei ihm wäre, und vielleicht würde er noch gewaltthätiger werden. Auch liebe ich ihn. Zuerst habe ich ihn geliebt, weil ich ihn schön fand; aber außerdem war er auch der Einzige, der Euch, der gut zu mir war. Ich liebe ihn auch, weil das Leben, das er führt, nicht immer so angenehm ist, wie man denken könnte, und weil wir oft mit einander Leid gelitten haben. Ich will ihm die Dinge berichten, die ich in dieser Nacht aus dem Munde Eures Meisters vernommen habe, während ich Euch folgte; denn ich habe nichts davon vergessen. So ist meine Absicht; aber ich werde so handeln, wie Euer Meister mich handeln heißt.“

„Weib“, sprach Jesus, „lehre zu Deinem Genossen zurück!“

Paris.

Jules Vermeire.



Das Wesen des Judenthumes.

Als die bekannnten Versuche gemacht worden waren, „das Wesen des Christenthumes“ darzustellen, traten bald auch berufene, öfter noch unberufene Kritiker auf, die in der selben Weise das Wesen des Judenthumes darzustellen wollten. Der vorläufig letzte Kritiker ist Herr Dr. Elias Jakob in Bernberg; in der „Zukunft“ vom achtzehnten Juni hat er eine neue Formel verflindet, die dieses merkwürdige Wesen definiren soll.

Mit dem weniger neuen Bild vom Arzte, der eine nothwendige Operation zum Vortheil des Kranken ausführen muß, beginnt die Darstellung. Der Kranke ist das Judenthum, der Arzt ist Herr Dr. Jakob. Sein Rezept stammt nicht aus der Arzneimittellehre; es lautet schlicht und kurz: Man töte den Kranken! Wenn er tot ist, wird er keinen Schmerz mehr fühlen. Das Judenthum ist nach der Diagnose des Herrn Dr. Jakob nämlich in einem Zustand, „in dem es weder leben noch sterben kann.“ Dieser Zustand dauert schon zwei Jahrtausende und länger; und es scheint, als wolle die lustige Agonie — mit stets neuen elementaren Lebensäußerungen — kein Ende nehmen. Das ist für den Arzt, der den Kranken doch zärtlich zu lieben behauptet, kein Zeichen von Lebenskraft; der Herr Doktor sieht seine Aufgabe vielmehr darin, dem Patienten möglichst schnell von der Erde zu helfen. Er rätb dem Judenthum zur Tausche, also zum Selbstmord.

Im Vertrauen gesagt: nicht das Judenthum, sondern sein Arzt scheint mir krank. Herr Dr. Jakob hat, wie viele unserer osteuropäischen Glaubensbrüder, den Magen mit westeuropäischer Bildung überladen und leidet an Verdauungsbeschwerden. Er gehört zu Denen, die sich zu ihrem Entsetzen, trotz aller modernen Bildung, trotz aller Mißachtung des Ritualismus, noch immer mit dem Judenthum scelisch ver wachsen fühlen. Wie dem Helden in Chamisso's Gedicht geht's ihm zu Herzen, daß ihm der Zopf hinten hängt. Er empfindet, daß das Judenthum keine Religion im landläufigen Sinn, sondern eine Philosophie, eine Weltanschauung ist. Diese Weltanschauung ist nicht die seine; und da jeder Mensch die Welt richtig zu sehen glaubt, muß die jüdische Weltanschauung einen Fehler haben. Der ist auch rasch gefunden. Strenge ethische Forderungen sind unmodern: also krankt das Judenthum an einseitiger Betonung der Ethik. Was wir bisher für eine Tugend hielten, ist Herrn Dr. Jakob ein Fehler; und um ihn nachzuweisen, konstruirt er eine Feindschaft der Juden gegen Logik und Kestheik. Von dieser Feindschaft hatten wir vorher nicht das Geringste bemerkt.

Herr Dr. Jakob hat sich und Andere gefragt, woher der Haß komme, mit dem fast alle Völker die Juden verfolgen. Die „Lehrer des modernen Judenthumes“ haben ihm geantwortet, Israel werde wegen seines Monothelismus gehaßt. Die solche Antwort gaben, müssen sonderbare Heilige gewesen sein. Herr Dr. Jakob und seine „modernen“ Berather wissen also nicht, daß die Juden, seit sie, nach dem Verlust ihrer nationalen Selbständigkeit, als eine religiöse Minderheit ins geschichtliche Leben eintraten, all den Mißhandlungen ausgesetzt waren, die nun einmal das Vorrecht der ecclesia imperans gegenüber der imperata sind. Herr Dr. Jakob hat nichts davon gehört, daß diese Uebel um so fühlbarer wurden, je mehr die christliche Kirche zur Staatskirche heranwuchs; denn die junge Christenheit mußte danach streben, das unbequeme Judenthum,

diesen lebendigen Protest gegen die christliche Wahrheit, in Liebe zu vernichten. Der religiöse wurde später (und ist noch heute) ein sozialer Haß, weil die Juden in mißachtete Berufe hineingebrängt worden waren. Ein so lange künstlich aus zwei Quellen genährter Haß hat feste Wurzeln. Mit dem Monothéismus hat er aber nichts zu thun.

Unser Doktor weiß natürlich, daß die Juden unter der Schlechtigkeit der Menschen furchtbar gelitten haben. Daraus, daß sich, trotz all diesen physischen und psychischen Qualen, das Judenthum bis in unsere Tage lebensfähig erhalten hat, würde ein Anderer schließen, daß es noch eine Aufgabe in der Oekonomie der Weltentwicklung vor sich hat. Herr Dr. Jakob beweist diese Leidensgeschichte, daß das Judenthum „ein verfehltes Unternehmen ist, für das es nur einen einzigen Ausweg giebt: die Liquidation oder den Konkurs.“ Er darf mir nicht böse sein, wenn ich sage, daß ich zu seiner kaufmännischen Weisheit eben so wenig Vertrauen habe wie zu seiner ärztlichen Kunst. Ich halte, obwohl mir der rechtliche Unterschied zwischen Liquidation und Konkurs bekannt ist, beide Auflösungsformen in unserem Falle für völlig identisch. Und warum denn Konkurs? Jeder einsichtige Geschäftsmann wird einer Firma, die mit mehr oder minder großem Erfolg sich seit Jahrtausenden hält, neuen Kredit gewähren. Wir Juden kommen unseren Verpflichtungen in vollem Umfang nach. Daß wir saule Filialisten und schlechte Kunden verlieren, ist ein Glück für uns. Jude sein — darin hat Herr Dr. Jakob Recht —, ist heutzutage ein schlechtes Geschäft. Die Juden aber, für die das Judenthum nur ein Geschäftsartikel, ein Tauschgegenstand ist, missen wir gern. Wir Juden haben mit alten Kleibern, aber nicht mit religiösen Ueberzeugungen geschachert. Diesen neusten Handelsartikel führen wir erst, seit der Staat auf die Tausch eine Prämie gesetzt hat, seit den Getauften Berufsstände offen stehen, die den Ungetauften verschlossen sind. Diese Errungenschaft danken wir der modernen Staatsethik, die uns den Tauschwerth des Judenthums gelehrt hat. Aber es giebt trotzdem unter uns relativ Wenige, die dieses „Geschäft“ mit dem Staat machen. Und mit Demen, die dazu bereit sind, macht der Staat ein schlechtes Geschäft.

Noch in einem andren Punkt muß ich Herrn Dr. Jakob Recht geben. Die Zahl der Täuslinge ist so gering, weil im Judenthum die Ethik herrscht. Daß diese Ethik unlogisch sei, wird behauptet, doch nicht bewiesen; daß sie die Aesthetik mißachtet, ist ein Segen. Das moderne ästhetische Judenthum ist ein Zerrbild des alten ethischen. Doch hat das Judenthum die Aesthetik nie völlig auszuschalten versucht. Man lese die Schilderung des Stiefeltes und des Tempelbaues in der Bibel, man vertiefe sich in die wunderbaren Schönheiten der Psalmen, in den keuschen Adel des Hohenliedes, man blicke auf die Darstellung des fröhlichen Lebens im biblischen und im mittelalterlichen Judenthum, man denke an die vielen Künstler, mit denen das große östliche Ghetto Europa beschränkt hat: und man wird erkennen, was von der Behauptung unseres Kritikers zu halten ist. Er rät zur Befreiung vom Zwang einseitiger Ethik, zur Tausch; hat aber die Klugheit, das Christenthum ein Gewand zu rennen, das „nur noch lose, in Fetzen, an dem indogermanischen Körper hängt: die Zeit, wo diese Fetzen ganz abgestreift werden, kann nicht lange ausbleiben.“ Und trotzdem sollen die Juden „die Religion der Wirthsdöblier annehmen“? Er ist sicher, daß

„die arischen Völker die semitische Zwangsjacke früher oder später abstreifen werden“; sagt aber: „Drängt Ihr (Juden) Euch an diese Bewegung heran, so werdet Ihr sie in Mitleid bringen und für lange Zeit hemmen.“ Ja, was sollen die unglücklichen Juden denn nun thun? Sich taufen lassen? Aber durch diese Taufe werden sie den Zerfall des Christenthumes fördern und Das „ist eine Sache, die diese Völker unter sich abzumachen haben“. Also müßten sie sich nicht taufen lassen. Hat der philosophische Herr Dr. Jakob diesen Widerspruch nicht selbst empfunden? Ich möchte den Geistlichen kennen lernen, der Herrn Dr. Jakob mit solchen Anschauungen ins Christenthum aufnimmt.

Der dem Judenthum, weil es durchaus nicht sterben will, ertheilte Rath ist nicht neu; aber er widerspricht der ärztlichen Ethik. Einem Lebensfähigen darf der Arzt nicht den Gifttrunk reichen. Der verstorbene Rechtsanwalt Carl Lehmann, einer der besten Juden, hat uns ein Schema für die Bewertung der Taufe hinterlassen; darin heißt es: Der Uebertreter von einer zur anderen Religion ist nur dann eine ehrenhafte Handlung, wenn der Uebertretende von der Minderwertigkeit der alten und von der Vortrefflichkeit der neuen Religion fest überzeugt ist. Wer beide Religionen mit Geringschätzung oder Gleichgiltigkeit betrachtet und dennoch übertritt, handelt frivol; wer im Streben nach weltlichem Vortheil, um nicht länger verfolgt und zurückgesetzt zu werden, um Staatsstellungen, Ehrendämter und Würden zu erreichen, den Glauben wechselt, ist ein unwürdiger Feigling. Und es versteht sich von selbst, daß der Uebertretende, der auf Achtung Anspruch macht, sich aus dem jeelischen und geistigen Zusammenhang mit seinen Ahnen und Leidensgenossen nur lösen darf, wenn er im tiefsten Herzen an jedes Wort des neuen Bekenntnisses glaubt.

Hamburg.

Dr. Paul Rieger,

Prediger am israelitischen Tempel.

Herr Dr. Jakob, dem ich diese Antwort schickte, schreibt mir, es scheine ihm zwecklos, eine Verständigung mit einem Manne zu versuchen, „dessen Beruf ist, die Menschen zu erbauen, der also gewöhnt ist, sich ausschließlich an das Gemüth zu wenden, und sich deshalb in eine rein logische Art des Urtheilens nicht leicht hineinzufinden vermag.“ Der Brief schließt mit den Worten: „So weit mein Gefühl in Betracht kommt, glaube ich, ein besserer Jude zu sein als mancher Prediger irgend einer israelitischen Gemeinde.“ Jakobs Aufsatz hat übrigens in der Judenheit ein Wuthgeheul geweckt, das ich, trotz mancher Erfahrung, nicht erwartet hatte. Darf man über jede andere Religion, jede Rasse und Klasse rücksichtslos reden und nur gegen Israel nicht ein kritisches Wörtchen wagen? Das wäre eine wunderliche Forderung; um so wunderlicher, als sie von Leuten gestellt zu werden scheint, die täglich Toleranz heißen. Weniger ernsthaft zu nehmen ist der Born darüber, daß ich nicht all den Entgegnungen, die mir ins Haus prasselten, Raum schaffen konnte. Jedem ist hier Freiheit der Rede gesichert; Voraussetzung ist aber, daß er Etwas zu sagen hat. Endlose, leere Polemik über jede hier ausgesprochene Ansicht wäre unerträglich. Statt zu schimpfen und allerlei lächerliche Vermuthungen über die Person des bösen Verfassers auszuhecken, sollten die Herren der Hauptsache nachdenken: der feinen und klaren Distinktion zwischen eihischen und ästhetischen Lebensregungen im Judenthum, die mir das Wertvollste an dem Artikel des russischen Israeliten schien.

Selbstanzeigen.

Untersuchung über die Grundsätze der Vertheilung des Reichthums.

Von William Thompson. Nebst einer Einleitung: Geschichte der sozialistischen Ideen in England von H. S. Foxwell. Aus dem Englischen übersetzt von D. Collmann. Berlin, R. L. Prager.

Das Werk Thompsons ist ein Meilenstein in der Geschichte der Nationalökonomik. Denn sollte auch die Ansicht Anton Mengers, daß Thompson als der eigentliche Erfinder der marxischen Mehrwerth-Theorie zu betrachten sei, sich nicht aufrecht halten lassen, so bleibt doch noch genug übrig, um dem Buche Thompsons die Beachtung Aller zu sichern, die sich für die Entwicklungsgeschichte des sozialen Gedankens interessieren. Insbesondere kann man Thompson das eine Verdienst nicht abstreiten, daß er der Erste war, der das Problem der Vertheilung des Reichthums in seiner überragenden Wichtigkeit erkannte und verstandete. Damit hat er für die soziale Frage die Formel gegeben und der späteren Nationalökonomie das Problem gewiesen, dessen Lösung sie auch wirklich seitdem als ihre Hauptaufgabe betrachtet hat. Thompson hatte erkannt, daß bei der Vertheilung des Ertrages unter die an der Produktion beteiligten Faktoren — Kapital und Arbeit — die Arbeit bisher stets zu kurz gekommen war. Da er nun überzeugt war, daß die Kapitalisten ihr Uebergewicht dem herrschenden System der Schutzzölle und Handelsmonopole verdanken und daß es der individuelle Wettbewerb ist, der in den Einzelnen den Egoismus zur Entfaltung bringt, der nur zu oft den wirtschaftlich Schwächeren gegenüber zur brutalsten Ausbeutung sucht entartet, so verlangte er die Beseitigung aller Einrichtungen, die die Entwicklung des Kapitalismus begünstigen, insbesondere der Schutzzölle und Handelsmonopole, die Abschaffung des individuellen Wettbewerbes und seinen Ersatz durch die auf dem Prinzip freiwilliger Gleichheit des Erwerbs und des Genusses beruhenden kooperativen Genossenschaften, die damals Owen empfohlen hatte.

Posen.

Professor Oswald Collmann.

Stimmungen. Kurt Wigand, Leipzig. 1 Mark.

Die Stimmung, die Summe der gleichzeitigen seelischen Beziehungen zu den Dingen der Außenwelt, ist die schaffende Urkraft alles poetischen Entstehens. Alles abstrakt Gedankliche ist ihr fremd; sie bringt Gedanken hervor, sie selber aber ist Anschauung und Gefühl. Aus der Stimmung wächst, wie jedes Kunstwerk, so insbesondere das Gedicht. Das ist ein Geringses und Bescheidenes, das die vorliegenden Gedichte für sich in Anspruch nehmen: sie sind reine Stimmungen; und damit ist gesagt, daß sie kein der Poesie fremdes Element in sich tragen. Sie wollen nicht erheben, belehren oder traurig machen; sie singen und sagen nur schlicht in ihrer Sprache von einem Erleben, das gelbt ist von allen irdischen Unzulänglichkeiten und Zufälligkeiten. Sie sehen durch die Oberfläche des Erlebens in die Tiefen, wo die Quellen fließen. Und sie betauschen sich an diesen Quellgefühlen, in diesem fruchtbaren und oft so seltsam dunklen Quellgebiete des Lebens, — mag nun die einzelne Quelle zwischen Waldbergen in das wundervolle Meer fließen oder in der hoffnungslosen Wüste langsam sterben.

Hohenhausen i. L.

Georg Rothe.

Christian Hieronymus Esmarck und der Göttinger Dichterbund. Nach neuen Quellen aus Esmarcks handschriftlichem Nachlaß. Mit sechzig Schattenschriften aus Esmarcks Sammlung und seinem Bilde. Berlin, Hermann Paetel.

Ich habe auf Grund eines werthvollen Nachlasses versucht, den Göttinger Dichterbund in eine neue Beleuchtung zu rücken. Dabei ergab sich, daß sein Schwerpunkt auf ethischem Gebiet liegt. Es war ein studentischer Reformversuch an der Georgia Augusta mit nationaler Tendenz, der seine wirksamsten Waffen der Dichtkunst entlehnte, aber nicht ausschließlich literarisch zu bewerten ist, wie es bis jetzt geschah. Klopstock war die Centralsonne, die den Haingenossen das

... einen nicht
... großen Charakter
... lungen steht der
... Dichter war,
... schönlichkeit und
... als ihm unsere
... te, wohl einzig
... eben uns nicht
... er, die wir als
... Materials zur
... bedeutende oder
... gestanden hätte.
... mann in Kopen-
... ungen gebracht,
... und, unbesangen,
... Erwähnt sei
... ptologen Georg
... wurde, während
... Vega mitgetheilt
... gegeben.
... Ranggutß.

... von Gottes Gnaden wie Bürger in dem Bunde, der seinen sittlich riga
... überall betont, kein Platz war. Im Mittelpunkt meiner Darste
... bescheidenste jener schwärmenden Jünglinge, Esmarck, der kein
... eben so wenig wie der vielgenannte Boie, aber eine reiche Be
... ein seltener Mensch, dem eine größere Bedeutung zukommt, a
... Literarhistoriker bis jetzt eingeräumt haben. Esmarcks musterha
... dastehende Tagebuchaufzeichnungen und sein Bundesstammbuch g
... nur ein treues Bild jener interessanten Episode unserer Literatu
... „Jain“ bezeichnen: sie enthalten auch eine Fülle authentischen
... Geschichte Schleswig-Holsteins und Dänemarks. Kaum eine E
... namhafte Persönlichkeit, mit der Esmarck nicht in Beziehungen
... Seine neunjährige Thätigkeit im Hause des Finanzministers Oster
... hagen hatte ihn mit fast allen leitenden Männern in enge Berühr
... so daß er die Vorgänge im Hof- und Staatsleben beobachten un
... wie er war, in seinen Aufzeichnungen darüber berichten konnte
... schließlich noch Esmarcks Freundschaftsbund mit dem berühmten Dr
... Zoega, dessen Leben von dem geistvollen G. Weller beschrieben
... hier zum ersten Mal die noch erhaltenen Briefe Esmarcks an Z
... werden. Der Verlag hat dem Buch eine vornehme Ausstattung
... Dr. Adolf

Wilmersdorf.

Dr. Adolf

Wilde-Brevier. J. C. C. Bruns in Minden i. B.

... ie immer wieder
... anders originelle
... durch aus dem
... diese Paradoxen,
... zusammenhängen
... he literarischen
... nige Briefe und
... unde bemerkens-
... gewiß flüchtiger,
... n und Denkers
... so auszustatten,
... würde.
... Pagemann.

Ein Wilde-Brevier rechtfertigt sich aus inneren Gründen. D
... hervortretende Eigenart Wildes, in Aphorismen zu sprechen, beso
... Gedanken in eine geschlossene sentenziöse Form zu bringen und d
... Fluß der Darstellung herauszuheben, legte den Gedanken nah, d
... Aperçus und Bonmots einmal zu sammeln und nach inneren R
... zu ordnen. Das ist hier geschehen. Dazu wurden sämtliche
... Schöpfungen Wildes, mit Ausnahme der Gedichte, und auch ei
... verschiedene Gespräche benutzt, aus denen uns einige seiner Fre
... werthe Aussprüche aufbewahrt haben. Ich hoffe, daß hiermit ein
... aber ziemlich frappanter Schattenriß des eigenartigen Menschen
... entstanden ist. Die Luxus-Ausgabe des Breviers versuchten wir
... daß auch Oskar Wilde ein Bischen Freude daran gehabt haben

Essen.

Karl

Theater.

Drei, vier Wochen noch: dann werden wir wieder lesen, daß die Direktoren Hinz, Kunz und Cohn von ihren bewährten Lieferanten die fällige Sendung empfangen haben; daß die stillsten, feinsten Poeten, Altdeutschlands Hoffnung und Stolz, die „letzte Hand an ein den Abend füllendes Drama legen“; und daß die Saison besonders interessant zu werden verspricht. Zimmer verspricht sie; ob das Versprechen gehalten ward, lehrt erst der rückwärts schweifende Blick uns erkennen. Wollen wirs versuchen? Alle Schauhäuser, von denen zu reden lohnt, sind jetzt geschlossen; der Fremdling, der berlinische Theaterkunst kosten möchte, kann nur mittelmäßige oder — meist — miserable Aufführungen alter Opern, ab gespielter Operetten und Possen sehen. Vielleicht ist der Rückblick aus solcher Entfernung nicht ganz unnützlich. Der kleine Winterzant ist verhallt, man raucht nicht mehr um den Kurswerth, braucht läppische Uebertreibung nicht mehr abzuwehren und kann nüchternen Sinnes wägen, was war, was nach kurzer Frist noch frisch im Gedächtniß haftet. Viel ist's nicht. Nur die Elektra des Herrn von Hofmannsthal steht in wüster Pracht noch, wie ein Erlebnis, vor dem inneren Auge. Und doch wars eine gute Saison, die anständigen Ertrag gab. Ein paar Ausländer, Maeterlinck, Wilde, Shaw, France, interessirten, der junge Herr Wilhelm Schmidt ließ uns einen neuen, nicht im Schulzwang gedrückten Dramatiker hoffen und von den Lieblingen verjagte nur Herr Sudermann ganz; wahrscheinlich, weil er den verwegenen Einfall hatte, nach einem ungewohnten poncif zu greifen. Die Anderen, von Hauptmann bis herunter zu Fulda, überraschten nicht, gaben aber auch kein Aergerniß. Der Norden — die genialische Laune des Herrn Wedekind funkelte diesmal durch ein trübes Gläschen — lieferte derbe Hausmannskost, der Süden Luxusfrüchte, die nicht bis zu voller Reife gebiechen waren. Und aus Norden kamen denn auch, wie fast in jedem Jahr, die Zugstücke, die Bissen, die einer hungernden Menge munden.

Der große Erfolg des Jahres war: „Zapfenstreich“, das Schauspiel des Herrn Franz Adam Weyerlein. In Berlin hats ein Theater vor drohendem Bankerot gerettet, in jedem Nest ist's gespielt worden und hat in Wien so viel Beifall gefunden wie in Königsberg. Wie ist diese Wirkung zu erklären? Die Geschichte — die Fabel, sagte man früher — ist nicht neu. Ein Bürgermädchen liebt einen Edelmann, giebt ihm den jungen Leib und wird das Opfer der süßen Irrung. Denn heirathen kann der Joachim die Kläre nicht; und Liebchens Vater versteht keinen Spaß. Die alte Geschichte, die ewig neu

bleibt. Herr Beyerlein sah sie in einer Kaserne. Kläres Viehster ist Lieutenant, Kläres Vater Wachtmeister. Der Lieutenant nicht besser, nicht schlechter als hundert Kameraden. Kein Weilschenfresser, kein Reiflingen, auch kein Heros mit Achselstücken. Ein guter Kerl und ein leichtes Tuch; flott, forsch, mit begehrlischen Sinnen und gerade so sentimental, wie mans vor dem Premierstern in unbezehten Stunden ist. Wohnt in der Kaserne und hat das flinke, zierliche Klärchen immer vor Augen. Getändel auf der Treppe, in dunklen Ecken ein Klöpfchen: und bald huscht die Kleine abends zu Joachim ins schmale Bett. Der Lauf der Welt. Und Alles säme wohl wieder ins Loth, wenn Papa Wachtmeister nicht von besonderer Masse wäre. Ein Soldat aus dem alten Lied. An dem ganzen Kerl ist kein schwarzes Lüpfeldchen. Lebte nur für den Dienst, für die Ehre des Regimentes, hält jedes Lanzenfähnlein, das in seinem Nachtsbethe flattert, für einen wichtigen Theil der göttlichen Weltordnung und fährt Jedem über den Schnabel, der an der Vollkommenheit preussischer Militärkultur zu zweifeln wagt. Er hat Vorgesetzte verschiedener Sorten gehabt, vor allen aber mit dem selben Respekt „Grundstellung genommen“; denn Ordnung muß sein und ein Herr, dem Majestät das Portecpee verlichen hat, ist sicher nicht aus morschem Holz. Und nun erlebt er, daß ein Lieutenant, einer gar, den er besonders ins Herz geschlossen hat, ihm sein Wädel schimpfirt! Da brechen der alten Ehrfurcht alle Stützen. Ein Lieutenant, ein Vorgesetzter, der doch verpflichtet wäre, makellos wie ein kleiner Herrgott über die Erde zu schreiten, hats bei Zug und Trug mit der Kläre gehalten. Das Kind: Du lieber Himmel! Dem muß man verzeihen. Ist eben von all dem Glanz verführt worden. Zwischen den Männern ist es auszumachen. Wie aber? Die dümmsten Gedanken jagen durch den Wirrkopf. Ein Duell? Der Wachtmeister ist im ganzen Regiment der Einzige von anno 70; hat noch die große Attaque bei Bonville mitgeritten und trägt seitdem das Eiserne Kreuz. Da darf man sich schon was herausnehmen. Nie hat ers gethan; doch jetzt fühlt er sich als Menschen, pocht zum ersten Mal auf das Geleiste. Der alte Pausen hat ihm das Leben gerettet, der junge die Tochter mißbraucht. Glatte Rechnung. Die noblen Herren schießen sich, wenns so weit ist. Warum nicht wir? „Aber so'n Unteroffizier is natürlich nich ebenbürtig.“ Und nach dreihunddreißig Dienstjahren einem Vorgesetzten an den Leib gehen? „Ich kanns nicht. Er ist mein Lieutenant. Jahrzehnte lang habe ich Ordre parirt. Das hat mir das Mark aus den Knochen gesaugt. Ich kann mich nicht mal mehr rächen. Ich werde mich nächstens nicht mehr empören können. Stillhalten werd' ich zu Allem!“ Und als er sieht, wie die Kläre noch immer an dem schlechten

ordnung und reißt sich, als wärs ein Kinkerlitzchen, das Eiserne Kreuz von der Brust. Das darf nicht geduldet werden. Einen unsicheren Kantontisten, dems nie recht ernst um das Handwerk war, hätte man laufen lassen. Daß Einer vom ältesten Schrot und Korn, ein bis in die Knochen Kommißgläubiger durch irgend ein Alltagserlebniß aus strammer Ordnung getrieben wird: dieser Anblick, wähten kurzfristige Excellenzen, müsse gefährlich werden.

Er ist's nicht geworden. Doch soll man die Aengstlichen nicht gar so hart tadeln. Das Heer ist ein vorsichtig zu behandelnder Organismus, den man, mit seinen Mängeln, seinen besonderen Lebensgesetzen, als ein Ganzes hinnehmen oder verwerfen muß. In jeder Heereseinrichtung steckt ein — wie die Herrschenden behaupten, für die Völker nütliches — Stück Barbarei oder, wenn der Ausdruck verlegend klingt, ein Stück Feudalismus, das sich den geschmeidigen Sitten, der Neugier, dem hastig umherwimmernden Spürsinn unserer bourgeoisen Zeit nicht anpassen will. Natürliche Menschenrechte aus Rousseaus Vaden giebt es da nicht; weder Gleichheit noch Freiheit kanns geben. Feste Mannszucht: Das ist die Norm aller Normen. Und eherne Disziplin, die kein Getümmel lockern, kein Kugelregen durchlöchern kann, ist nur möglich, wenn die ärgste Menschenschwachheit des Offiziers dem Untergebenen verborgen bleibt und wenn, wie ein preußischer General einmal witzig gesagt hat, der Soldat, der von seinem Vorgesetzten träumt, noch im Schlaf, nach der Dienstvorschrift, die Hacken zusammennimmt. Wer diesen Zustand nicht wünscht, nicht nöthig findet, mag für Abrüstung, für Milizwirthschaft, für Tolstois Essfäerglauben sechten; eine moderne Armee ist ohne äußerste Behutsamkeit, wie jede Maschinentchnik sie fordert, nicht denkbar. Kein Wunder dram, daß den Verantwortlichen bang wird, wenn die Neugier jeden Kasernenwinkel durchleuchtet und auf dem Schaugerüst zu sehen ist, wie ehrwürdige Militärfrommheit, der eines Tages die Wurzel riß, rasch das Lästern lernt. Gleich den ganzen Kitt hinwerfen, weil das Mädel sich mit einem heißen Milchbart verplempert hat? Das könnten wir brauchen. Sollen wohl nächstens Marzipanengel in die Manka stecken? Der Junge küßt ja sein Veben lang, daß er sich nicht an die Tariffschönheiten hielt. Aber die Disziplin darf uns wegen einer Jungfernschaft nicht in die Binsen gehen. Der Wachtmeister müßte die Zähne zusammenbeißen, ruhig, als wäre nichts geschehen, seinen Dienst thun und warten, bis ihm die seiner Charge zukommende Satisfaktion gegeben wird. So denken die auf der Spitze der Pyramide Thronenden. Vergessen nur, daß sie selbst das empfindlichste Ehrgefühl von den Leuten heischen und drei Teufel aus der Hölle fluchen, wenn Einer an dieser Stelle nicht Farbe hält. Ueber-

schägen auch das Theater, das zum Amüsirgeschäft geworden ist und auf das tiefste Fühlen der Nation längst nicht mehr wirkt; sonst müßten die Zahlungsfähigen, die fünf bis sieben Mark für einen Parquetplatz ausgeben können, seit Jahren schon Sozialisten sein. Spuk. Auch nach dem Zapfenstreich ist im Preußenheer noch Alles in Ordnung. Immerhin hat das sauber gearbeitete Drama Manchen nachdenken gelehrt. Aus der Vision eines Dichters ist's freilich nicht entstanden. Redlicher Sinn, dem die Dienstzeit tiefe Spur eingedrückt hat und der sich, trotz dem heftigen Trieb der im Drillzwang geschundenen Seele, bemühte, gerecht zu sein, hat uns das enge Weltkörnchen aufgebaut. So sorgsam und mit so sicherem Gefühl für das Bedürfniß der Spielhausoptik, daß wir des Lebens farbigen Abglanz zu sehen glauben. Man riht die Kaserne, den warmen Dunst aus dem Remondestall und hört das Räderwerk einer Mienenmaschine stampfen. Die uniformirten Gestalten sind so echt, wie sie nach dem biologischen Gesetz des Theaters sein können. Weder Helden noch Wichte. Dugendjeden in muthigen Leibern. Ein Schauspiel für Erwachsene. Menschenrecht wider Mannszucht, Demokratie contra Militarismus: ein großer, Allen wichtiger Gegenstand wurde unserem Blick in nicht allzu grelles Licht gerückt.

Als Zweiter kam, weit hinter Herrn Bayerlein, Herr Gerhart Hauptmann aus Biel. Seiner „Rose Bernd“ fehlt der große Gegenstand. Auch ein mütterliches Mädchen, das sich den Jungfernkranz rauben ließ, ehe das Ringlein am Finger saß; doch aus anderem Stoff als die blasse Kajernekkläre. „Ein schönes, kräftiges Bauernmädchen von zweiundzwanzig Jahren.“ Die Erste aus den Federn, bei der Heimkehr vom Feld stets die Letzte. Der geht's von der Hand, daß es eine Lust ist, ihr zuzuschauen. Sie arbeitet für Drei und sieht nicht aus, als könne ein Windstoß sie umbläuen. Nichts vom Vater, der ein ehrlicher Mucker und Temperenzler ist und die spitze Greisennase am Liebsten ins Gejangbuch steckt. Und wie das liebe, blühende, lachende Leben, wenn sie neben dem schlotrigen Bräutigam hinschreitet, dem frommen Buchbinder August Keil, der am Kleistertopf saß und engbrüstig geworden ist. Ein Paar, das die Spottsucht herausfordert. Doch der August — bei Fontane, der ihn als sächsischen Herrnhuter sah, hieß er Hideon — hat was erspart, kann eine Frau anständig versorgen und ist das beste Herz von der Welt. Wo fehlt's also? Noie hat sich mit dem hitzigen Erbschaftsbesitzer Christoph Mamm eingelassen, einem Ehemann, dessen kluge, allmütterlich fühlende Frau seit Jahren gelähmt im Rollstuhl sitzt. Ein Entgleister, der gute Schulen besucht hat, Vicentant war und nun als Schulzengutsherr und Gemeindevorsteher mürrisch im Schatten hockt. Wenn's nicht Wild und Wüdel gäbe, wä's zum Verzweifeln.

Christoph und Rose mußten einander finden; der stattlichste Herr und die schmuckste Jungfer im Jagdrevier. Und daß Bernd^s Kleine früher wie ein Ziehkind im Haus der Flammleute gehalten war, ist kein Grund zu Gewissensbissen. Für den August bleibt noch lange genug. Der soll froh sein, wenn er ein so starkes, fleißiges, bildhäßliches Weib ins Bett bekommt; ist auch viel zu tölpelig, um den Schaden zu merken. Was war, ist gewesen. Jetzt freilich, da es mit der Hochzeit Ernst wird, muß Alles aus sein. Leider. Schweinerei macht Veu-tenant Flamm nicht. Will die Rose durchaus mit dem Jammergestell in der Kleisterbude hausen, — gut: mag sie!.. Wo schilt's nun? Die Beiden haben einander rechtschaffen lieb, werden an der Trennung aber nicht sterben. Und August's Christengemüth wird's verwinden, wenn die Kindtaufe schnell auf die Hochzeit folgt; um eine Sprosse dem Himmel näher. Alles wird glatt gehen und Frau Keil ohne Groll an Herr Flamm zur rückdenken, der so wild läffen konnte und tausend Schelmenstreiche im Kopf hatte. Nur stolzirt da, wie der umworbene Hahn auf dem Mist, ein Ged von Maschinisten umher. Arthur Streckmann; Säuser, Schürzenjäger, mit allen Hunden gehegt. Der erwicht das Pärchen. In heller Sonntagsfrühe haben sie sichs unter den Weiden am Bach allzu bequem gemacht. Ein Festessen für den schönen Arthur. Längst schon will er die Rose für sich; jetzt muß sie ihm kommen. Muß: sonst erzählt er, daß sie, die Unschuld, es mit dem Ehekrüppel vom Schulzenhof hält. Und Rose, das verständige, besonnene Landkind, kommt wirklich. Klagt weder dem Liebsten noch dem Bräutigam ihre Noth, sondern geht in Streckmann's Stube und verlegt sich aufs Betteln. Thränen nügen da nicht; der Maschinist will sein Schweige- geld und läßt das Mädchen erst, als es mit seinem blanken Leibe bezahlt hat. Aber das Kosthäppchen genügt dem hungernden Dorfahh noch nicht. Er will mehr. Flamm hat ja auch mehr bekommen. Und als Rose ihm ihren Born, ihren Ekel ins Gesicht speit, geht sein Schandmaul über und er bringt, troydem er sich aufs Kreuz zum Schweigen verpflichtet hat, die Verlobte ins Dorfgerede. August will ihm mit dem dürrn Arm an die Gurgel, wird von dem Stämmigen aber mit einem Faustschlag weggeschleudert und so unglücklich getroffen, daß sein linkes Auge nicht zu retten ist. Oeffentliche Anklage wegen schwerer Körperverletzung, Privatklage des alten Bernd wegen verleumberischer Beleidigung. In der Voruntersuchung schwören Flamm und Streckmann, daß sie mit dem Mädchen geschlechtlich verkehrt haben. Rose, deren Sinn seit der Schlägeret verwirrt ist, leistet einen Meineid. Auf dem Heimweg vom Gericht hört die schon von den ersten Wehen Gepeinigte aus Christoph's Mund kränkende Worte. Der Maschinist hat sie auch gehabt? Wer weiß, wie viele Kerle sonst

noch! Ein nettes Pflänzchen . . . In Scham und Angst leucht sie weiter; ins dichteste Gebüsch. Da erwürgt sie das Kind, das ihr zappelnd im Schoß liegt, jagt, durch Sturm und Gewitter, nach Haus und ruht nicht, bis Alle wissen, daß sie unter dem Eid wissentlich falsch ausgesagt und ihr Kindchen gemordet hat.

Nothzucht, Meineid, Wahnsinn, Kindesmord: und dennoch kein großer Gegenstand? Ein Bißchen Geduld. Bleiben wir zunächst einmal beim Kriminalistischen. Der Schauplatz ist das preussische Schlesien unserer Tage. Wie würde da das Verfahren aussehen? Angeeschuldigt ist Streckmann. Er hat vor vielen Zeugen dem Buchbinder das Auge ausgeschlagen; kann also weder leugnen noch, da er mit einem armsüßigen Schwächling zu thun hatte, sich aufs Nothwehrrecht berufen. Paragraph 224 des Strafgesetzbuches: „Hat die Körperverletzung zur Folge, daß der Verletzte das Vermögen auf einem oder beiden Augen verliert, so ist auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren oder Gefängniß nicht unter einem Jahr zu erkennen.“ Ein verlumpfter Lokomobilmaschinenist, der solcher That angeklagt und, da sie öffentlich verübt ward, auf der Stelle auch schon überführt ist, würde sicher verhaftet. Wegen die Privatklage hat Streckmann einen besseren Stand. Er hat gesagt, daß Rose „a Gestecke“ hat, kann Flamm vorladen und den Beweis der Wahrheit antreten. Daß er ohne drängende Noth vor dem Richter aussagen würde, was er selbst mit der Rose getrieben hat, ist sehr unwahrscheinlich. Das Gesetzbuch kennt er zwar nicht, muß aber fühlen, daß diese Geschichte ihm nur Schaden könnte. Denn er hat den Geschlechtsverkehr durch Drohung erzwungen; und Rose hats ihm ins Gesicht gebrüllt: „Du hast mir Gewalt angethan! Wie ein Raubvogel bist Du auf mich gestoßen. Ich wollte zur Thür hinaus. Du hast mir Jacke und Rock zerzaust. Ich habe geblutet. Ich wollte noch herauskommen. Da hattest Du den Kiegel vorgelegt. Das ist ein Verbrechen! Ich bring's zur Anzeige!“ Und der schlaue Lämmel, der solche Drohworte vernahm, sollte sich selbst ans Messer liefern und, ohne dazu gezwungen zu sein, diese Heldenthat ausplaudern, die auch in der anderen Sache seine Lage nur verschlimmern könnte? Thut er's, dann sieht er im Reg des § 177 St G B: „Mit Zuchthaus wird bestraft, wer durch Gewalt oder durch Drohung mit gegenwärtiger Gefahr für Leib und Leben eine Frauensperson zur Duldung des außerehelichen Beischlafes nöthigt.“ Für die ersten paar Jahre brauchte er sich um ein Obdach also sicher nicht zu bemühen. Im Drama bleibt er auch nach der Vernehmung noch unbehelligt und scheint aus dem Gerichtshaus keine Angst heimgebracht zu haben. Alles, jedes Detail, ist falsch, ist völlig unmöglich. Nie konnte Streckmann, als Angeeschuldigter, beeidet werden; und kein Unter-

suchungsrichter hätte Rose, selbst wenns ihr Wunsch gewesen wäre, zum Eid zugelassen. Dichterrecht? Die Phantasie darf frei mit den Zufallsthatsachen schalten? Im Phantasieland darf sie und nur arme Bedanten werden das garte Seelchen rüffeln, weil sie im hohen Flug der Schlagbäume und Amtstafeln nicht achtete, mit denen Büttelweisheit die Landstraße entstellt hat. Wo des Gestalters Ziel aber in den Niederungen des Alltagslebens liegt, wo wir den ängstenden Drang spüren, im Kleinsten der Wirklichkeit nachzustümpfern, da darf nicht jeder Schritt uns die Erkenntniß bringen, daß unser Leben, unser Rechtszustand ganz anders ist, als er hier, mit dem Anspruch auf peinlich getreue Wahrhaftigkeit, dargestellt wird. Wer seinen Landsleuten eine Kriminalgeschichte aus der Heimath erzählen will, muß das Strafrecht und die Strafprozeßordnung des Landes kennen. Und wer sie kennt, mußte wissen, daß Rose Bernd nicht doppelten Meineides schuldig und von Haftgefahr bedroht, selbst vor schlimmen Richtern nicht in die prozeßuale Verstrickung gerathen konnte, in der Herr Hauptmann sie ächzen, den Athem verlieren läßt.

Noch mehr verwirrt zuerst und verstimmt zuletzt eine andere Folge allzu hastiger Arbeit. Gezeigt sollte werden, wie ein schönes, einfältiges Landkind, dem die Mutter fehlt, durch die geile Gier der Männchen, durch die Ungunst aller Lebensumstände in Schmach, Verbrechen, Wahnsinn, elenden Tod gehetzt wird. „Man sollte vielleicht doch eine Mutter haben“, sagt Rose; und: „Wie die Ketten haben sie sich an mich gehängt; ich konnte nicht über die Strafe laufen. Alle Männer waren hinter mir her. Ich habe mich versteckt, hab' mich gefürchtet, habe solche Angst vor den Männern gehabt! Es half nicht; immer schlimmer wurde es. Und hernach bin ich von Schlinge zu Schlinge getreten, daß ich gar nicht mehr zur Besinnung kam.“ (Den mir nachgerade unerträglich schlesischen Dialekt, der dem Dichter die Bemühung um eine feiner individualisirende Sprache erspart und dem von hundert Westberlinern kaum einer mit raschem Verständniß zu folgen vermag, darf ich bei diesen kurzen Citaten wohl ins geliebte Hochdeutsch übersetzen.) Von Alledem zeigen die Vorgänge, die unser Auge sieht, uns nicht einen Zug. Rose wird nicht bedrängt. Dem Schulzengutsbesitzer gab sie sich gern und vor dem Maschinisten brauchte sie nicht zu zittern, wenn sie, als verständige, derbe Landarbeiterin, zu ihrem Liebsten ginge und sagte: Der Streckmann hat was gesehen und droht mir mit Schande. Flamm, dem selbst daran liegen muß, daß die Liebenschaft nicht ans Licht kommt, würde den gedigen Lümmel leicht zähmen. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: Die Umstände konnten kaum günstiger sein, als sie der hübschen Rose sind. Der Bräutigam ist bereit, ihr Alles zu

verzeihen, jeden „Fehltritt“ (so nennt mans doch?) der Sinne und jede Zrrung des Gefühls. Der Vater ist so fromm und vertraut ihr so völlig, daß ihn das Brautpaar ohne Anstrengung trügen könnte. Sie haust in engster Gemeinschaft mit Blinden, die von ihrer Schwangerschaft bis zur letzten Stunde nichts merken. Und Frau Klamm will dem Mädchen, das ihres Abrahams Sagar war, redlich helfen und für das Kind dieses allzu natürlichen Bundes sorgen. In gemeiner Wirklichkeit wird sich selten Alles so günstig fügen. Auch steht Rose durchaus nicht als ein weltfremdes Wesen vor uns, das sich in Fährniß nicht zu schütten, zu rathen weiß: sie ist rüstig und handfest, hat eine flinke Zunge und scheut in Nothfällen nicht zimperlich vor dem größten Wehrtwort zurück. Wie die Dinge liegen, mußte die Geschichte „gut ausgehen“, — wenn der Dichter sie nicht gewaltsam in die Trauerspielfensation trieb. Roses Vertheidiger würde vor Gericht vergebens um die Zubilligung mildernder Umstände bitten. Gerade die Angeklagte, würde der Richter sprechen, hatte zu ihrem Verbrechen keinen zwingenden Grund, gerade sie wurde nicht, wie tausend arme Mädchen, durch Noth und Verzweiflung in den Abgrund gerissen; Alle wollten sie retten und ein enges, doch warmes Nest war ihr bereitet. Und gegen diese „thatssächliche Feststellung“ wäre, selbst wenn das Reichsgericht darauf hören wollte, nichts Wirksames einzuwenden... Wieder also ein Tragödien-spiel ohne innere Logik; wieder — die hauptmännische Garde haßt freilich das Wort — ein Melodrama. Was geschieht, mußte nicht geschehen, war nicht durch die Natur der Menschen bedingt, die unser Auge auf dem Schauholz kribbeln sieht. Was uns erzählt wird, gehört in die Rubrik der faits divers, in das „Vokale“ der Tagesblätter. „Während der Schwangerschaft, die sie sich im Geschlechtsverkehr mit dem Amtsvorsteher zugezogen hatte, wurde die unverehelichte Rose Bernd von einem Dorfswüstling überwältigt und mißbraucht. Der Geist der Unglücklichen, die bereits mit einem unbescholtenen Mann standesamtlich aufgeboden war, scheint sich in Folge tiefer Gemüthserrregung, zu der auch eine schwere Verwundung ihres Bräutigams beitrug, umnachtet zu haben. Sie bezichtigt sich jetzt selbst des Kindesmordes. Wie wir in letzter Stunde hören, wird sie sich vor dem Schwurgericht auch wegen Meineides zu verantworten haben. Das Gerücht, der in die Sache verwickelte Amtsvorsteher sei in Schlesien als einer der lautesten Schreier des Bundes der Landwirthe bekannt, geben wir einstweilen mit allem Vorbehalt wieder.“ So ungefähr würden wirs lesen; und lesen alle paar Tage Aehnliches. Den Meisten schmeckt diese Kost. Des Dichters Aufgabe aber war, die Kausalität in dem Geschehen zu zeigen, uns in den Glauben zu zwingen, daß dieses Thun das Ergeb-

nig dieser Wesenheiten und zusammenwirkenden Umstände sein mußte. Kaum ein Halbstündchen habe ichs im Theater geglaubt. Vom zweiten Akt an konnte Alles, mußte eigentlich ganz anders kommen. Warum ist Frau Flamm eine allgütige Madonna, da diese Güte doch nie, nicht eine Sekunde, dem Gang des Geschehens die Richtung weist? Warum ist Vater Bernd ein stiller Muderer, da die Tochter von ihm doch keinen Blutstropfen hat und in der Bedrängniß handelt, als dräute Wagners Metzgermeister Humbrecht der jungen Sünde mit roher Faust und fluchender Tobsucht? Auch Gretchens Mutter „schnusfelt immer im Gebetbuch“; fromm aber und von der Kirchenzucht verängstet ist auch die Tochter, die dem liebsten Manne vorwirft, daß er „kein Christenthum“ hat. Kein Aufhorchender wird den Faustdichter fragen, warum Gretchens Mutter streng und in allen Stücken so akkurat, Gretchens Bruder ein braver Soldat von starkem Gefühl für äußere Ehre ist: weil sie so sind, ist die Arme schon in ihrer ersten Noth einsam und das Kindchen der Schwachen, durch Teufelstücke Verwaisten eine zu schwere Last. Aber Rose? Frau Flamm bietet dem Kind Obdach, der Bräutigam hätte es geduldig in die Ehe mitgenommen. Rosens Schicksal mußte nicht werden, wie es ward. Auch der Wahnsinn ist nur Nothbehelf, ist, bei Tageslicht beesehen, nur eine erkünstelte Couliissenpsychose.

Wenn im Bereich menschlichen Handelns die Willkür herrscht, die Sucht, grasse Wirkung zu häufen, und wenn die Kriminalgeschichte allen Möglichkeiten unseres Lebens widerspricht: was bleibt, uns zu laben? Manche Feinheit. Die Freude, an den stillsten Stellen des Dramas einen Dichter zu hören, und die Verstandeslust an einer Sprachkunst, die endlich den Muth haben sollte, die Krücken eines Provinzdialektes wegzuworfen. Was Bernds und Flamm's durchmachen, könnte ihnen eben so gut in Sachsen, Posen, Schwaben geschehen, ungefähr so auch in Wales oder der Normandie; ihr Wesen, ihr Schicksal ist nicht die Frucht des besonderen schlesischen Bodens. Und eine regionale Mundart ist nur da nöthig, eigentlich auch da nur erlaubt, wo sie unentbehrliches Wesensmerkmal ist, Ausdruck einer Gefühlart, die, wie eine Weinsorte, nur in einer klimatisch und geologisch bestimmten Gegend reifen konnte. Freilich: wenn Streckmann unser abgenutztes Verkehrsdeutsch spräche, würde man bald merken, daß er ein aus unzähligen Melodramen Altbekannter ist. Die beste Gestalt ist Flamm, der einst höher fliegen wollte und nun, in der engen, verqualmten Amtsstube, gern noch den Plato citirt, trogig auf seiner eigenen Männermoral steht und sich, da des Geistes Flügel doch unheilbar gebrochen ist, mit letzter Kraft gegen die Verkümmernng des Leibes wehrt. Sehr gut, sehr männlich seine Wuth über Roses „Lügen“; als hätte sie nicht in seinem Ar:ta

lügen gelernt. Des Mädchens Seele tönt mir nicht echt. Ohé les naturalistes! Sind die Menschen denn nicht mehr Produkte ihres Erlebens, ihres (das Wort klingt fast schon mittelalterlich) Milieu? Darf eine Landarbeiterin, die in die Dorfschule ging und sich zehn Jahre lang in Sonne und Regen abgerackert, an allen Formen des Animalischen gerieben hat, sensitiv sein wie eine Mimosa und sinnvoll über die Weltordnung raisonniren? Sie darfs; nur in der Buchsprache fiele solche Unwahrscheinlichkeit auf. „An Fluch werd' Ihr mißa hiern! Am jüngsten Gerichte! Dir reiß ich a Schlunk mit a Kiefern raus!“ Ein Mädel, das so spricht und dem der Vater nachrühmt, daß es „a Müllerknecht ei de Presse geschlagen“ hat, bleibt immer „natürlich“. Und die Geschichte ist spannend und lockt die Schmeuztücher aus der Tasche.

Die „Kindermörderin“, die Heinrich Leopold Wagner vor fünf Vierteljahrhunderten schuf, war kein Meisterwerk. Ein verbes Tendenzstück mit grober Intrigue, die das schon damals altmodische Mittel gefälschter Briefe nicht verschmäht. Noch heute aber wirkt dieses Trauerspiel auf mich viel stärker als die neueste schlesische Kriminalgeschichte, der ich, trotzdem im Deutschen Theater die kräftige Natur der Frau Lehmann und das angenehme Temperament des Herrn Rittner für sie eintraten, kühlen Herzens lauschte. Wagner hat den Athem und die Faust des Dramatikers. Er strichelt nicht umständlich, giebt nur das für seinen Freskostatil Nothwendige und kann, was er will. Viel will er ja nicht; durch grelle Beleuchtung eines Alltagsfalles auf die Sitten wirken. Eva Humbrecht, die Weggerstochter, wird mit der eiteln und geilen Mutter von einem Lieutenant in ein Winkelbordell verschleppt und, während Mama einen Schlaftrunk ausschnarcht, in raschem Ansturm entjungfert; wähnt sich verlassen und tötet, als eben der Liebste, der Retter, als auch der reuige Vater schon naht, ihr verhungertes Kind. Das ist Alles. Kein Drang nach technischer Feinheit, nach zarterer Motivirung. Plumpe Kraft, die e vinculis aber das frogende Leben ans Licht zerrt und mit grimmigem Lachen ein Kulturreckchen illuminirt. So konnten ums Jahr 1776 oberdeutsche Kleinbürger denken und handeln; so — wir glaubens — war im Offiziercorps Stimmung und Geist. Hört, was in dem Spelunkenast an Sexualfreiheit, in der Weggerwohnung an Roheit der Rede gelehrt wird; und Ihr werdet nicht mehr meinen, erst der berliner Naturalismus habe den Muth zur Zote und Böbelsprache entbunden. Lest, was der Major Lindsthal über die Falschspieleraffaire und den Duellzwang erzählt; und Ihr werdet finden, die Sache sei im Grunde noch recht „aktuell“. Schade, daß keins unserer Theater, wie Comédie und Odéon thun, die wichtigsten Dramen der Heimath in jedem Jahr aufführt;

solcher Historienkursus wäre sehr nützlich. Auch Wagners Volksstück gehört zu der Gattung, über die Hebbel schrieb: „Das bürgerliche Trauerspiel ist in Deutschland in Mißcredit gerathen; vornehmlich dadurch, daß man es nicht aus seinen inneren, ihm allein eigenen Elementen, aus der schroffen Geschlossenheit, womit die aller Dialektik unfähigen Individuen in dem beschränktesten Kreis einander gegenüberstehen, und aus der hieraus entspringenden schrecklichen Gebundenheit des Lebens in der Einseitigkeit aufgebaut, sondern es aus allerlei Keußerlichkeiten, etwa aus dem Mangel an Geld bei Ueberfluß an Hunger, vor Allem aber aus dem Zusammenstoßen des dritten Standes mit dem zweiten und ersten in Liebesaffairen, zusammengeflücht hat. Daraus geht nun unleugbar viel Trauriges, aber nichts Tragisches hervor; denn das Tragische muß als ein von vorn herein mit Nothwendigkeit Bedingtes, als ein, wie der Tod, mit dem Leben selbst Geseztes und gar nicht zu Umgehendes auftreten; sobald man sich mit einem ‚Hätte er‘ (dreißig Thaler gehabt) oder einem ‚Wäre sie‘ (ein Fräulein gewesen) helfen kann, wird der Eindruck, der erschüttern soll, trivial.“ Aber die ältere Kindesmörderin brachte wenigstens ein paar sehenswerthe Fäden vom Gewand ihrer Zeit auf die Bretter; die jüngere ist unserem Leben so fern wie unserem Strafgesetzbuch. Beide konnten die Werke feinerer Kunst überschreiben; doch auch darüber hat schon Hebbel ein gutes Wort gesagt: „Wenn Einer die Feuerglocke zieht, brechen wir Alle aus dem Konzert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt; aber der Mann muß sich darum nicht einbilden, er habe über Mozart und Beethoven triumphirt.“ Seit die Versuche, mit leiser Psychologie und dem chemischen Prozeß der Wahlverwandtschaften zu wirken, mißlungen sind, wird in unseren Spielhäusern recht oft die Feuerglocke gezogen.

Auch Herr Max Halbe zieht sie, erreicht aber längst nicht mehr, daß die Menge in aufgeregtem Schwarm auf den Markt stürzt; sie weiß schon, daß nur bemalte Leinwand verprasselt. Wie traurig, sagt man uns, daß diesem Poeten die Ermuthigung durch den Erfolg so ganz fehlt; und sollte sagen: Wie traurig, daß dieser Poet seinem schwächtigen Talent um jeden Preis eine Jahresernte abzwängen, daß er nicht warten, sein schmales Feld nicht in Ruhe bestellen kann. Das dumme Geschwäg der neunziger Jahre, das jeden Fulda als ein Grillparzerchen ausbrüllte, hatte den Dichter der balladenken „Jugend“ in den Rang der „führenden Geister“ erhöht; seitdem möchte er fahren, sink vornan sein und scheint gar nicht zu merken, in welche tragikomische Abhängigkeit er gerathen ist. Das „Tausendjährige Reich“ konnte ein starkes Gedicht werden, wenn sein Schöpfer die Geduld des Fleißigen, nicht dem Erfolg Nachjagenden gehabt

und Björnsons prachtvoll instrumentirtes Philisteroratorium vom frommen Uebermenschen vergessen hätte. Fast alles Andere ist kaum der Rede werth; und das Neuste, „Der Strom“, nicht besser als ein ehrenwerther Dugendroman, in dessen wirres Getöse aus ferner Balladenwelt manchmal ein — rasch wieder verhallender — Ton herweht. Eisgang und Dammbruch an der Weichsel; und über den Wassern der Geist Maeterlincs, des argen Versuchers. Durch die Marionettenparadiese des Belgiers schreitet stets ein graues Geheimniß; seine franken Püppchen fühlen, daß es naht, um die Thüren schlurft und sich durch die Ritzen, durchs Schlüsselloch klemmt, spüren es sacht zuerst, dann mit drängender Gewalt in den von keiner noch so dünnen Epidermis bedeckten Nerven. Das ist im Reich der Gespensteroisonen und Märchenkönige möglich; im Weichselland westpreußischer Wachandeltrinker wirkt es wie Parodie. Und neben Maeterlinc thront Zola. Der Strom ist, wie die Schänke des Assommoir, die Lokomotive der Bête Humaine, das Bergwerk des Germinal, wie vor Zola übrigens schon das Schiff in Hugos Travailleurs de la mer, ein lebendiges, Alles ringsum determinirendes Ungethüm, das in jedes Kapitel der Geschichte hineinstöhnt, grollt, heult, donnert. Einer jämmerlichen Selbgeschichte, die zu ungeheurer Tragik aufgeblasen werden soll. Ein Testament ist gefälscht, eine Erbschaft unterschlagen worden; ein grausamer Gott heischt das Leben unschuldiger Kindlein als Sühnopfer des Frevels; drei Brüder lieben die selbe Frau, die der älteste, schlimmste heimgeführt hat; die Frau verjagt dem Kundenfälscher Jahre lang ihren Leib; die mitschuldige Ahne wird wahnsinnig; zwei Brüder morden einander; und der Freveler hat sich vorher, in der Stunde des gefährlichsten Eisganges, als einen ganzen Kerl gezeigt. Das ist die einzige starke Situation der wüsten Gräuengeschichte; und gern hätten wir auf das Ragout aus den Schmäusen Maeterlincs, Zolas und Ibsens (der auch bemüht werden mußte), wenn Herr Halbe uns mit gesammelter Kraft in zehn Strophen die Ballade vom bösen Deichhauptmann gegeben hätte, der den Teufel nicht noch die Todjände fürchtet, in der Noth aber mit blutrünstigem Arm das Land, die Hütten der Armuth vor Verherung schirmt. Muß es denn immer, Jahr vor Jahr, ein „modernes Drama“ sein, eins von denen, die, so ward verheißen, endlich unsere Konflikte, endlich aufs Schaugerüst stellen sollten? Unsere Konflikte! „Fuhrmann Henschel“, „Rosenmontag“, „Es lebe das Leben“, „Rose Bernd“, „Der Strom“. Gute oder schlechte Theaterstücke: einerlei; aber von neuer Bühnenkunst und modernen Problemen wollen wir lieber nun nicht mehr reden. Als ich zum ersten Mal sagte, der Versuch, das Theater zu enttheatralisiren, sei kläglich mißlungen, klang solche Behauptung

noch wie Frevel an der Heiligkeit pythischer Sprache. Jetzt ist's zur Gassenweisheit geworden. Das Ewig-Bretterne hat glorreich geübt. Und das Publikum ist froh, daß es nicht mehr zu heucheln braucht und von ersten Firmen die alte Waare in effectvoller Verpackung beziehen kann.

Näher als die modisch verfeinerten Melodramen, näher sogar als der Reformatoreneifer des Herrn Byerlein kam den Konfitten unseres Lebens eine „Komoedie“, die sich länger gehalten hätte, wenn ihr Gefüge nicht allzu locker wäre. „Der Meister“. Verfasser: Herr Hermann Bahr, der sich, nach den Wanderjahren, in Wien eingeknistet hat, als ein sechshäufiger Mann und Grundsteuerzahler ernster geworden und dennoch geistreich geblieben ist. Kein Kaffeehäusler mehr, nicht der neuestem Ruch und allerneuester Ruchlosigkeit nachschüffelnde Zigeuner aus Linz, der sich schämt, wenn er nicht im letzten Boot sitzen kann; ein äußerlich saturirter Herr, der öffentliche Meinungen macht, nach goethischer Greisenmilde strebt und mittheilig auf das Elend aller Kreatur blickt. Trotzdem er das Reißkostüm des Akrobaten längst abgelegt hat, möchte ich nicht darauf schwören, daß es bei diejer Verwandlung bleibt. Sicher einer unser besten Stilisten, ein Wortartist, klug und belesen nicht nur, sondern auch kultivirt; eine Persönlichkeit, an deren beweglicher und doch nicht unmännlicher Grazie wir uns freuen dürfen. Früher trankte er seine Bücher mit den höllischen Essenzen der wüthesten Pariser; Korythopis allein that es nicht. Jetzt stehen auf seinem Titelblatte die ehrwürdigen Namen Angelus Silesius und Sebastian Franck. Von dem Ersten citirt er die Verse: „Ein Mensch, der seine Kräfte und Sinnen kann regiren, Der mag mit gutem Recht den Königstitel führen“. Von dem Zweiten den Satz: „Wir sind Alle Gelächter, Fabel und Fastnachtsspiel vor Gott“. Statt jeder besonderen Meldung. Also Einer, der sich als Meister des Lebens fühlt und auch nur ein Mensch ist. Wer dahinter aber was Erbauliches zu finden hofft, einen Feiertagschmaus für Herz und Gemüth, Der hat den immer auf Ueberrajhung bedachten Linzer Feinbäcker nie gekannt.

Cajus Duhr dünkt sich einen König, weil er seine Kräfte und Sinne nach eigenem Nocht zu regiren wähnt. Dieses stolze Bewußtsein stammt nicht aus thörichter Einbildung. Als elfjähriger Knirps entließ er der Schule, der bayerisch-n Deimath, lief in die weite Welt hinaus; und nun ist der Bauernsohn, der nie studirt hat, nie diplomirt wurde, der berühmteste Operateur im Reich. Gegen die ganze Kunst, die sich ihm tobend entgegenstemmte, hat er sich durchgesetzt. Hier stock' ich schon. Wie soll sich, worin die Kezerei eines Chirurgen zeigen? Herr Bahr dachte wohl an einen Mann wie H.ising, der Gärtner, Schlosser, Tischler, Orgelbauer war und, ohne Doktorhut, ohne

staatliche Konzeßion, franke Menschen zu behandeln anfing. Der ist aber kein Operateur, arbeitet viel mehr mit Verbänden als mit dem Messer und sucht durch Entlastung die erkrankten Körperteile zu heilen, die der zünftige Messerheld der alten Schule abschneidet, spaltet, austragt oder in Gips legt. Ein Chirurg kann seine Sache besser, doch, nach Vister und Billroth, nicht wesentlich anders machen als seine Kollegen; für die Rolle des großen Keyers hätte ein Internist eher getaugt. Das mag hingehen; denn die ganze Heilkünstlerschaft hat, wie wir bald merken, mit dem Drama, das uns vorgeführt wird, blutwenig zu thun. Duhr fühlt sich als Meister in seinem Fach, hat mehr Zulauf als all die Geheimräthe und Professoren, die ihn Pfscher schimpfen, und erlebt den Götterpaß, daß die Fakultät, die ihn gestern noch ächtete und bespie, ihn, weil er ein Prinzchen kurirt hat, auf Befehl der Serenissima zum Ehrendoctor ernennen und als Professor in den Lehrkörper aufnehmen muß. Das Alles ist vorbereitende Handlung und soll nur zeigen, wie stark der Mann ist, an dessen Seele experimentirt wird. Soll; zeigt aber nicht. Denn wir sehen den Sieger, nicht den Kämpfer und sind von der Riesenkraft des Titanen nicht überzeugt, der sich von einer Damengnade mit Titeln und Würden bepacken läßt. Dann folgt ein Bißchen Philisterposse. Duhrs korrekter Bruder — einer von den vielzuvielen Brüdern, die strebsam dem Erfolg nachzuehen, jeden aus eigener Kraft groß gewordenen innig beneiden, vor jedem Ackerbauern aber, und wärs selbst der verhaßte Bruder, schließlich ihr Buckelchen machen —, der Herr Medizinalrath Duhr bringt, mit dem Rektor, das Diplom, hat eine böse Bute zur Frau, benimmt sich läppisch, wird von Cajus verhöhnt, mit Stachelreden gepeitscht . . . Wir blinzeln unsicher. Was solls denn nun eigentlich geben? Kampf des genialen Pfschers, der „seine zweitausend Krüppel geheilt hat“, gegen die Schulmedizin? Auseinandersetzung der freien, im größten Stil frechen Verjülichheit mit philistrischem Heerdenfinn? Schon ist ein ganzer Akt verthan und wir zweifeln noch. Heiliger Sarcen! Nicht einen Augenblick, sprachest Du, darf das Publikum über das Ziel seines Interesses unklar sein. Wir sinds; und gar nicht vom Königsrecht des Mannes überzeugt, der sich dabei aufhält, einen erbärmlichen Bruder mit grober Wahrheit zu höhnen und einer Wigblattschwägerin Nasenstüber zu geben.

Zu zweiten Akt werden wir nach und nach von allen Zweifeln befreit. Weder Junstiatire von dem als Meister Geborenen, der unter Meistern den schwersten Stand hat, noch Wiederholung des Bruderkwitzes aus dem Hause Stockman; weder „Meisterfinger“ noch „Vollsfeind“. Eher schon „Baumeister Solneg“; der auf seine Häuser nicht klettern, sich auf der Höhe seiner Welt-

anschauung nicht halten konnte. Wir werden eingeladen, geistreiche Erörterungen des Themas zu hören: Die sexuelle Freiheit der Frau, die in der Ehe mit einem aufrichtig den polygamischen Trieb bekennenden Manne lebt.

Der Meister glaubt sich im Besitz höchster Vernunft. Behagliche Entleertheit. Die sicherste Hand, das schärfste Auge und, wann und wo ers will, eine Tyrannenherrschaft über die Menschen. Kann ohne Weiber nicht leben, läßt sich von den Weibern aber nicht in der Arbeit noch im Genuß je stören. Sie kommen ihm schon, sobald er sie braucht. In der Sonne wird Jede warm. Im Grunde ist alles Unterleibliche Schweinerei, von der man das Haus möglichst rein hält. Wenn die Bestie Hunger hat, wird sie draußen irgendwo gefüttert und kehrt dann gestillt heim. Den Mädchen, die zur Fütterung des Viehes nun einmal unentbehrlich sind, giebt man Beschäftigung, treibt ihnen die Raupen aus dem Kopf, lehrt sie das Glück der Bescheidenheit, kuppelt ihnen wohl ein Männchen. Und lacht. Nur solche Abenteuer nicht ernst nehmen; überhaupt nicht viel auf diesem putzigen Planeten. Lachen; mit überlegener Majestät. Das Operiren nimmt die Nerven höllisch mit. Dann frisches Fleisch, einen Detektivroman, Schlaf, Kaffee, Cigaretten. — und neue Arbeit. Mit der Ehe hat der viehische Quark nichts zu thun. Die Frau ist die Freundin, Gehilfin; ein beinahe selbständiges Wesen, mit dem man jeden ernstesten Gedanken gemeinsam hat und dem man auch Freiheit läßt. Da spielt das Bischen Erotik keine Rolle. Andere mögen sich anders einrichten. Cajus ist Cajus. Ueber sämtliche Vorurtheile Europas erhaben. Er hat sich die Frau aus Amerika geholt; sie ist sein bester, sein zuverlässigster Assistent geworden, er fühlt sich glücklich mit ihr und empfindet besonders lebhaft, was sie ihm ist, wenn er sein Lustthierchen auf fremde Weide geführt hat. Muß nicht auch sie glücklich sein? Früher nur eine Millionärstochter wie viele, jetzt die Genossin des stärksten Mannes... Da erfährt er, daß sie einem Anderen gehört; einem kleinen neuroasthenischen Grafen, dem sie mehr ist als Luxuspielzeug und Handlangerin, der nicht über sie lacht, sondern zärtlich zu ihr aufblickt. Die ganze Stadt weiß es schon. Am hellen Tag ist sie, weil in der Meierei Feuer ausbrach, im Gewande der Schäferstunde mit ihrem Franz aus dem Fenster geklettert. Ein Skandal, wie das Univerfitätstheater noch keinen sah. Doch hat Cajus nicht hundertmal die armseligen Moralprediger verspottet, die eine Frau wegen eines winzigen Ehebruches in den Rinnstein stoßen? Vernünftig sein. Die Bestie darf den Titanen nicht unterliegen. Leidenschaft? Unsinn. Im Grunde ist Alles nur sympathie d'epiderme. Der Starke kann schwach scheinen. Wer seinen Bedienten erlaubt, aus seiner Cigarrentiste mitzurauchen, braucht sich wenigstens nicht

bestohlen zu fühlen. Gar nicht erst lange davon reden. Alles bleibt, wie es ist; weder Scheidung noch Duell. Die Kreatur ablegen! Aber die Frau will nicht. Ni t mehr von oben herab belächelt sein. Der Zauber ist dahin. Vängst hat sie sich innerlich von dem lachenden Menschenverächter, Vernunftanbeter gelöst; jetzt ist auch der Andere gefunden, ohne den eine Frau von Fleisch und Blut selbst dem verhaßtesten Puppenheim nicht gern entläuft. Dem Grafen ist sie Lebensinhalt, nicht Schilfsin nur und chair à plaisir. Kein Wüthen kann sie, kein Bitten halten. Der große Cajus bleibt allein; und lacht, daß es vom Gewölbwiderhallt. Eine Erfahrung mehr; auch so ein unvernünftiges Thierchen, das sich von Leidenschaft, Laune, Stimmung lenken läßt, wie in der Jahrmarktstube die Puppe vom Draht. Auch so ein Vuderschén . . . Doch die stolze Sicherheit des Herrschers schwand, seit zum ersten Mal der Zauber versagte. Tropft da nicht eine Thräne? Held Cajus hat in der schwersten Stunde seine Kräfte und Sinne nicht zu regiren vermocht; er ist kein König, höchstens ein Miurpator, der ein Weildchen den Purpur tragen durfte. Und, wie alle Menschenkreatur, Gelächter, Fabel und Fastnachtspiel vor Gott.

Auch die Komödie ist nur ein Spiel, ein Vorpostengeplänkel auf heißem Boden, auf dem die Euf lernstere Schlachten erleben werden. Drum dürfen wir uns der blanken Worte freuen und brauchen die Mängel — die Frau, die hier fast noch wichtiger war als der Mann, ist nicht lebendig geworden — nicht dick anzukreiden. Nur zu bedauern, daß ein sonnettes, artiges Kunststückchen nicht noch saubere gearbeitet, für längere Haltbarkeit zugerichtet war. Das Wagniß, der Bourgeoisie, der Wahreerin heiligster Güter, Solches zu bieten, würde ich lauter loben, wenn nicht ein Raisonneur die Sache im Himmel geschlossener Ehen siegreich gegen den Amoralisten verträte. Eine allerliebste Theaterji .ur übrigens; ein possürtlicher Japaner, der wider europäische Verstandeskälte mit den Waffen der Sand les droits de la passion verfidt und als Anwalt asiatischer Kultur vor uns steht. Das ist zwar abenteuerlich falsch; denn die Japaner sind, wie Herr Kuropatkin schauernd erfahren muß, fühlere Rechner als wir, behandeln den Verkehr der Geschlechter wirklich wie Probleme der Fütterung und würden für den Ehekonflikt im Hause Duhr kaum ein verächtliches wächeln haben. Der Komödie aber hilfts zu lustigen Effekten. Und wenn der kleine Doktor Kokoro nicht zu früh, vor dem Ausbruch der Japanomanie, auf die Bühne getreten wäre, hätte er allein ihr ein langes Leben verschafft. Wie der Idealwachtmeister dem „Bapfenstreich“. Weil Beide genau so sind, wie Herr Omnes sie hinter der Kampe zu sehen wünscht. W. S.